

3 | 2004

Beiträge zur HOCHSCHULFORSCHUNG



BAYERISCHES STAATSWINSTITUT
FÜR HOCHSCHULFORSCHUNG
UND HOCHSCHULPLANUNG



MÜNCHEN



Impressum

Beiträge zur Hochschulforschung

erscheinen 4-mal im Jahr

ISSN 0171-645X

Herausgeber: Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung,
Prinzregentenstraße 24, 80538 München

Tel.: 0 89 / 2 12 34-405, Fax: 0 89 / 2 12 34-450

E-Mail: Sekretariat@ihf.bayern.de, Internet: <http://www.ihf.bayern.de>

Redaktion: Dr. Lydia Hartwig (V.i.S.d.P.)

Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung

E-Mail: L.Hartwig@ihf.bayern.de

Die abgedruckten Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Umschlagentwurf und Layout: Bickel und Justus, München

Das Bild zeigt das historische Gebäude in der Prinzregentenstraße 24, in dem das Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung seit 1994 untergebracht ist.

Herstellung: Dr. Ulrich Scharmer, München

Druck: Steinmeier, Nördlingen

Das Bayerische Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung

Das Bayerische Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung wurde 1973 vom Freistaat Bayern gegründet, um die Ausweitung des Bildungsbereichs seit Ende der 60er Jahre durch begleitende Forschungsarbeiten zu unterstützen. Seine Aufgabe ist es, wissenschaftliche Untersuchungen durchzuführen, die den Hochschulen für ihre Entwicklung, ihre Reformen und konkreten Entscheidungen Erkenntnisse, Anregungen und Empfehlungen vermitteln. Dies spiegeln die jährlichen Arbeitsprogramme wider, die mit dem Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst abgestimmt werden.

Gegenwärtig stehen folgende Themenbereiche im Vordergrund:

- Optimierung von Hochschulprozessen und Strukturen des Hochschulwesens
- Studium und Studierende, Arbeitsmarkt
- Hochschulforschung und wissenschaftlicher Nachwuchs
- Internationalität der Hochschulen

Seit 1979 gibt das Institut neben einer Monographien-Reihe die Zeitschrift „Beiträge zur Hochschulforschung“ heraus. Sie richtet sich an Hochschulleitungen sowie Mitarbeiter in Hochschulverwaltungen und Ministerien, an politisch Verantwortliche, an Wissenschafts- und Hochschulorganisationen sowie an Wissenschaftler, die sich mit Fragen des Hochschulwesens und seiner Entwicklung befassen. Beiträge aus dem beschriebenen thematischen Spektrum werden gerne entgegengenommen. (Hinweise für Autoren finden sich auf S. 94.)

Inhalt

<i>Ewald Berning</i> : Editorial	4
<i>Julian Nida-Rümelin</i> : Wozu braucht die Gesellschaft welche Eliten?	6
<i>Helmut Altner</i> : Elite- und Massenbildung. Harmonisierung scheinbar gegensätzlicher Ansprüche	22
<i>Franz Durst</i> : Die Bayerische Eliteakademie. Ziele und Aufgaben	32
<i>Alain Froehlich</i> : Eliteausbildung in Frankreich. Die Paradoxe der «exception française»	38
<i>Ihno Schneevoigt</i> : Eliteausbildung aus der Sicht der Wirtschaft	46
<i>Ewald Berning, Susanne Falk</i> : Promotionsstudien – ein Beitrag zur Eliteförderung	54
<i>Thomas Goppel</i> : Woran denkt die Politik beim Ruf nach Elitestudiengängen?	78
Aus der Arbeit des Staatsinstituts	88
Abstracts	92
Hinweise für Autoren	94

Zu diesem Heft

Der 30. Bayerische Hochschultag in der Evangelischen Akademie Tutzing Braucht Deutschland Elitestudiengänge?

Die Begriffe „Eliten“ und „elitär“ sind in Deutschland durch mancherlei historische und politische Belastungen gezeichnet. Zwar entstanden in der westdeutschen Gesellschaft nach 1945 faktisch sehr bald wieder Eliten und griffen elitäre Prozesse Platz; sie aber auch so beim Namen zu nennen, ließ die Erinnerung an die Schrecken der menschenverachtend rassen-elitären Ideologie des Nationalsozialismus nur begrenzt zu. Die Bildungsexpansion der späten 60er und beginnenden 70er Jahre wurde gesellschaftspolitisch als Ausweitung der Chancengleichheit für möglichst breite Bevölkerungskreise begriffen und später, in Opposition zu sozialistischen Bildungsvorstellungen, zur Chancengerechtigkeit abgemildert. Der Versuch der FDP unter Hans-Dietrich Genscher, der Forderung nach Eliten und elitärer Bildung im Hochschulbereich breiteren Raum zu verschaffen, verlief mehr oder weniger im Sand.

Seit den 90er Jahren erfassen die Globalisierung und Internationalisierung, im Wesentlichen der Wirtschaft, auch das Bildungswesen. Sie schärfen das Bewusstsein nationaler Gesellschaften dafür, dass sie im weltweiten wirtschaftlichen Wettbewerb nur bestehen können, wenn sie in Bildung und Forschung zur konkurrenzfähigen Spitze gehören. Der PISA-Schock sitzt noch tief. Diese Herausforderungen und die Befürchtung, nicht bestehen zu können, haben dazu geführt, dass Bildungspolitiker gleich welcher Couleur in Deutschland wieder von der Bedeutung von (Leistungs)eliten und der Notwendigkeit elitärer Ausbildungsprozesse sprechen, manchmal sprachlich verborgen hinter dem englischen Begriff „excellence“, aber in der Sache eindeutig.

Drei Dinge stehen gegenwärtig in einem problematischen Zusammenhang: Das politische Ziel, einem beträchtlichen Teil der jungen Generation eine möglichst qualifizierte Hochschulausbildung zu ermöglichen, hier und da immer noch als „Massenausbildung“ diskreditiert; die wegen der globalen Konkurrenz unabweisbare Notwendigkeit, auf verschiedenen Ebenen Höchstleistungen anzustreben, deren Träger natürlich Leistungseliten angehören; schließlich die gegenwärtige schwierige bis desolante Lage der öffentlichen Haushalte, welche die berechtigten bildungs- und wissenschaftspolitischen Ziele in die Gefahr bringt, Makulatur zu werden.

Der 30. Bayerische Hochschultag, der vom 30. Januar bis 1. Februar 2004 in der Evangelischen Akademie Tutzing stattfand, bot die Gelegenheit, das komplexe Thema „Elite-

und Massenbildung" differenziert zu diskutieren. Verfechter bewusst elitärer Einrichtungen und deren Studierende sowie Vertreter der Wirtschaft, der Bildungsforschung und der bayerischen Bildungspolitik stellten ihre Erfahrungen und Konzepte vor und versuchten, diese im Gespräch mit den Teilnehmern weiter zu vertiefen und zu klären. Das vorliegende Heft der Beiträge zur Hochschulforschung dokumentiert die Tagung.

Professor *Julian Nida-Rümelin* und Professor *Helmut Altner* erschließen das Thema mit grundlegenden Beiträgen aus philosophischer und hochschulpolitischer Sicht. Damit wird deutlich, dass die im Januar 2004 neu aufgeflamnte Diskussion über die Notwendigkeit von Eliteeinrichtungen im Hochschulbereich nicht absehen kann von der bis in die europäische Antike zurückreichenden philosophischen Reflexion über den Status und die Aufgaben ausgewählter, elitärer Personengruppen in Staat und Gesellschaft. In der Gegenwart, wo Bildung als Bürgerrecht (R.Dahrendorf) begriffen wird, verbietet sich daher der Gegensatz von Massen- und Elitebildung. Vielmehr besteht die Verpflichtung der Bildungseinrichtungen zur Förderung einer differenzierten Exzellenz.

Der Freistaat Bayern hat sich mit der Gründung der Eliteakademie Bayern und dem Elitenetzwerk Bayern der gezielten Förderung von Spitzenbegabungen unter den Studierenden verschrieben. Das hat andernorts durchaus zu kritischem Naserüpfen geführt. Professor *Franz Durst* stellt Ziel und Aufgaben der Eliteakademie Bayern vor, die viel versprechenden Studierenden studienbegleitend Fähigkeiten und Kompetenzen vermittelt, welche sie für spätere Führungsaufgaben in der Wirtschaft benötigen, die sie an den Universitäten aber oft nicht erwerben können. Professor *Alain Froehlich* gestattet einen Blick auf die Grandes Écoles in Frankreich, die von der französischen Öffentlichkeit unbestritten äußerst selektiv und elitär sind und an denen ein Studium nur mit Aufwand aller Kräfte zu bewältigen ist. Mit dem Ruf der Französischen Revolution nach Égalité schien das schon damals nicht zu kollidieren.

Ihno Schneevoigt, ehemaliger Personalvorstand, rückt die falsche Vorstellung zurecht, dass die Wirtschaft von den Hochschulen vorrangig die Ausbildung und Zulieferung von Eliten für Führungspositionen erwarte. Er ist der Auffassung, dass Eliten sich im Wesentlichen im Arbeitsprozess durch Leistungsbereitschaft und Leistung herausstellen.

Der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, *Thomas Goppel*, nutzte die Gelegenheit des Bayerischen Hochschultages zur Darstellung der elitebezogenen bildungspolitischen Zielsetzungen und Maßnahmen des Freistaates. Trotz der schwierigen Lage der öffentlichen Haushalte bleibe die Exzellenz in Forschung und Lehre das Richtmaß für die Entwicklungen der Hochschulen. *Dr. Ewald Berning*

Wozu braucht die Gesellschaft welche Eliten?

Julian Nida-Rümelin

(Redigierter Tonbandmitschnitt des Vortrages)

Das Thema dieser Tagung lautet „Braucht Deutschland Elite-Studiengänge“. Man könnte es erweitern „Braucht Deutschland Elite-Universitäten?“. Dies ist ja ein viel besprochenes Thema der letzten Wochen. Ich habe dazu vor ein paar Tagen ganz konkret Stellung genommen mit einem Essay im Tagesspiegel „Braucht Deutschland eine Elite-Uni?“ vom 11. Januar 2004.

Ich möchte heute Abend ein wenig Abstand zur aktuellen Debatte schaffen und überlegen, was Elite überhaupt ist, was wir darunter verstehen, welche normativen oder ethischen Dimensionen diese Thematik hat. Das Thema ist keineswegs neu. Es beschäftigt uns nicht erst in den letzten Wochen und Monaten, sondern bewegt die abendländische Philosophie seit der Antike. Ich glaube, es ist sinnvoll, die Debatte dadurch an Substanz gewinnen zu lassen, dass man ein wenig zurück tritt und so die eigenen Vorurteile und Meinungen besser überprüfen kann.

Ich mache eine etwas boshafte Vorbemerkung. Der Ausdruck „Elite“ ist so beliebt, dass er sogar im Titel mancher Einrichtungen vorkommt. Es gibt z. B. eine Bayerische Elite-Akademie. Auf gut bayerische Art könnte man sagen: Wer zur Elite zählt, macht daraus kein Aufhebens. Man erkennt die Zugehörigkeit zur Elite gerade daran, dass ihre Mitglieder das nicht wie eine Monstranz vor sich her tragen. Wer sagt „Ich gehöre zur Elite“, gehört sehr wahrscheinlich nicht dazu. Eine Empfehlung, etwas behutsamer mit diesem Begriff umzugehen, als es gegenwärtig Mode zu werden scheint.

Ich mache einen großen zeitlichen Sprung, etwa 2500 Jahre abendländischer Geistesgeschichte zurück. Ich werde Sie aber nicht damit quälen, dass ich Ihnen Interpretationen von Platon oder Aristoteles vortrage – es gehört ja zum schlechten Ruf von Philosophen, dass sie immer mit Platon und Aristoteles beginnen, und ich tue das gelegentlich auch ganz bewusst so. Ich will Ihnen aber heute Abend keine Geistesgeschichte vermitteln. Ich möchte Ihnen vielmehr sechs Paradigmen von Elite darstellen, ganz unterschiedliche Konzeptionen, die unser Nachdenken über diese Thematik bis heute prägen.

Das dreigliedrige deutsche Schulwesen hat seine geistesgeschichtlichen Wurzeln in der *Politeia* von Platon. Ich werde nicht einzelne klassische Texte in die Debatte einführen, sondern sechs Auffassungen, Konzeptionen, Begriffe von Elite einander gegenüber stellen, damit wir uns in dieser Diskussion besser positionieren können und uns bewusst werden, wo unsere Sympathien liegen und aus welchen Gründen. Was spricht für die eine und was spricht gegen die andere Konzeption?

Aus der großen Menge der Literatur zum Thema Elite kann ich nur schwer etwas wirklich Gutes empfehlen. In der Debatte werden permanent ein normativer und ein deskriptiver Begriff von Elite verwechselt, ja, geradezu durcheinander geworfen. Es gibt interessante soziologische Theorien darüber, wie Elite entsteht, wie sie sich stabilisiert, welche Verhaltensmuster prägend sind für bestimmte Eliten. Das beruht auf einem deskriptiven, empirischen Elitebegriff, den man ganz grob so umschreiben kann: Es gibt in fast allen Kulturen, fast allen Gesellschaften kleine Gruppen, denen es gelingt, sich in zentralen Machtpositionen, Einflusspositionen zu etablieren, oft mit Besitz verbunden, das zu stabilisieren und möglicherweise auf weitere Generationen zu übertragen. Das ist für eine demokratische Gesellschaft kein sehr sympathischer Elitebegriff; aber es ist ein völlig legitimer, ein empirischer Elitebegriff, mit dem man forschen und zu dem man sehr viel untersuchen kann.

Mir geht es aber weniger um diese deskriptiven empirischen Fragen, sondern um folgende: Was verstehen wir unter Elite? Welche Eliten brauchen wir? Wenn Deutschland Eliten braucht, welche stellen wir uns vor? Das sind normative Fragen.

1 Ethische Elite-Konzeptionen

Ich werde nun versuchen, möglichst prägnant die angekündigten sechs Paradigmata von Elite zu benennen.

Platon

Wie sieht das platonische Paradigma von Elite aus? Platon selbst tut sich so schwer, das zu erläutern, dass er zu Metaphern greift, wunderschönen Bildern in einer poetischen Sprache. Ein guter Staat (eine gute Gemeinschaft, eine gute Polis) zeichnet sich dadurch aus, dass er nicht auf Interessen begründet ist, nicht auf Machterwerb, sondern auf Einsicht, Wissenschaft, Philosophie. Philosophie ist im antiken Verständnis im Wesentlichen theoretische und praktische Wissenschaft. Den oft missverstandenen Satz „Eine Polis kann nur gut sein, wenn entweder die Könige Philosophen sind oder Philosophen

Könige" darf man nicht so verstehen, als sollten die Mitglieder philosophischer Institute die Kabinette eines Landes besetzen, und damit sei die Politik in einer guten Verfassung. Es ist viel umfassender gemeint. Gute Politik zeichnet sich dadurch aus, dass sie wissenschaftlich begründet ist und dass Interessen keine Rolle spielen. Es ist geradezu charakteristisch für das Zugehören zur platonischen Elite, dass sie sich nicht an ihren eigenen Interessen orientiert.

Erinnern Sie sich an das berühmte Höhlengleichnis. Menschen sitzen in einer Höhle vor einer Wand, auf die durch ein Feuer die Schatten von Gegenständen geworfen werden, die man in ihrem Rücken vorbei trägt. Die Menschen haben sich an die Schattenbilder gewöhnt. Niemand will eigentlich die Höhle verlassen. Die Menschen sind zwar gefesselt; aber sie fühlen sich dort wohl, weil sie nichts anderes kennen. Dann aber kommt jemand von draußen und bindet den einen oder anderen Gefesselten los. Gegen ihren Widerstand werden sie zum Ausgang der Höhle geführt. Dort erkennen sie, dass die Bilder, die sie in der Höhle für Realität gehalten haben, nur die Schatten waren von Gegenständen, die herum getragen wurden; merkwürdig, irritierend. Die ehemals Gefangenen treten aus der Höhle, sind geblendet, sehen nichts, zunächst jedenfalls nicht; sie sehen bei Nacht vielleicht Sterne, und dann am Tag irgendwann Gegenstände. Zum Schluss haben sie sich so an das helle Licht gewöhnt, dass sie sogar in den Sonnenschein schauen können. Die Sonne steht in dieser Geschichte für die Idee, den Begriff des Guten, den man nur nach einem mühseligen Aufstieg, der mit Erkenntnisprozessen zu tun hat, gewinnen kann. Die Befreiten wollen nur ungern wieder in die Höhle zurück. Warum sollten sie auch? Wenn sie tatsächlich zurückgehen, aus Pflichtgefühl, oder um den zurück Gebliebenen zu helfen, weil sie selbst die Schattenbilder jetzt ganz anders interpretieren können und tiefere Einsichten haben, werden sie unten ungnädig empfangen. Die drinnen, welche nur die Schattenbilder kennen, verstehen die Berichte der Zurückgekehrten nicht. Vielleicht wird es den Rückkehrern so gehen wie Sokrates, der 399 v. Chr. zum Tode verurteilt wurde und dieses Todesurteil angenommen hat.

Wenn man Studierende im Examen nach Platon fragt, kennen sie natürlich die *Politeia* und das Höhlengleichnis mit seinen schönen Bildern. Wende ich dann ein, dass aus diesen Texten wohl eine ziemlich verzweifelte Sicht Platons auf das Problem der politischen Ordnung spricht – zunächst wollen die Menschen nicht aus der Höhle heraus, dann wollen sie nicht mehr zurück; wenn sie wieder unten sind, werden sie nicht verstanden; ja, um Himmels willen, ist das die Basis einer wohlgeordneten Polis? Konnte Platon wirklich meinen, dass es so funktionieren kann? – dann sind die Studenten meistens ratlos. Nur wenige wissen, dass Platon selbst eine Antwort gegeben hat, die *Nomoi*. Sie

sind die Theorie des Rechtsstaates, vielleicht die erste philosophische Theorie des Rechtsstaates. Sie beschreiben den zweitbesten Staat, in dem es keine Herrschaft von Personen gibt, sondern nur noch die Herrschaft der Gesetze.

Aber bleiben wir bei der ursprünglichen Konzeption, wie sie im Gleichnis gefasst ist. Nicht alle – und jetzt kommt der Elite-Begriff ins Spiel – sind in der Lage, den Aufstieg zur Erkenntnis zu gehen, über Wissenschaft, Sophia, Weisheit, die charakteristische Tugend. Nur wenige können diesen beschwerlichen Weg gehen. Deren spezifische Tugend erlaubt den beschwerlichen Weg der Erkenntnis zu gehen und die Einsicht in das Richtige und Wahre als alleinige Bestimmung des Handelns gelten zu lassen. Das wird von Platon wie selbstverständlich vorausgesetzt, eine philosophisch durchaus problematische Auffassung. Diejenigen, die nicht zur Einsicht fähig sind, müssen wenigstens die Tugend haben, einzusehen, dass sie sich besser anderen anvertrauen. Das ist eine Kritik an der Radikaldemokratie, die in Athen zeitweise versucht wurde. Es war allerdings eine ganz andere Form von Demokratie als wir sie heute kennen. Unabhängig von Kenntnisstand und Wissen, ja sogar unabhängig von Wahlen, z.B. durch Losentscheidung, konnten Personen Ämter inne haben. Es geht Platon vor allem um die zentrale Frage, wie man die Harmonie, das ausgewogene Verhältnis, das was im ersten Buch der *Politeia* als Fragestellung auftaucht, nämlich die Frage nach der Gerechtigkeit, wie man das erreichen kann, wenn nicht alle in der Lage sind, diesen beschwerlichen Weg zu gehen, manche aber immerhin in der Lage sind, das, was die einen als richtig erkannt haben, umzusetzen, mit Willenstärke, mit Konsequenz, mit Tapferkeit. Und der dritte Teil des Gemeinwesens, dem es in erster Linie auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse ankommt, muss die Besonnenheit aufbringen, anzuerkennen, dass sie sich in Fragen der Gerechtigkeit und des politischen Handelns denjenigen, die dazu die Voraussetzungen mitbringen, anvertrauen.

Dies ist eine Elite-Theorie, die auf Wissenschaft, Einsicht, Erkenntnis beruht und auf der Idee, dass die richtige Einsicht allein ausreicht, richtig zu handeln.

Aristoteles

Platons Schüler Aristoteles, 40 Jahre jünger, und deswegen vielleicht auch nur in Grenzen als Schüler zu bezeichnen, hat eine ganz andere Konzeption, die uns in manchem sympathischer zu sein scheint. Er hat die Idee, dass jedes Wesen, nicht nur die menschlichen, sondern alles, was einen Telos in sich selbst hat, nach Vervollkommnung strebt, und dass diese Vervollkommnung sich in unterschiedlichen Lebensformen, unterschiedlichen Tugenden äußert. Die aristotelische Konzeption von Elite besagt, dass es wünschenswert ist, dass Menschen ihre Fähigkeiten, die sie tatsächlich haben, zur vollen Entfaltung bringen und

dann als solche Bürgerinnen und Bürger gemeinsam und gleichberechtigt mit Lebenserfahrung, Lebensklugheit handeln, aber ohne den Anspruch wissenschaftlicher Begründung politischen Handelns, ohne den strengen Anspruch hoher Wissenschaft, wie ihn Platon gefordert hat. Bei Aristoteles gibt es dann, für ihn ganz folgerichtig, die Vorstellung der Sklaven von Natur aus, also Menschen, die von Natur aus nicht in der Lage sind, ihr eigenes Leben ohne Anleitung zu führen. Aber das sollte uns nicht davon abhalten, die Essenz, die aristotelische Vorstellung eines wohlgeordneten Gemeinwesens zu verstehen. Die Bürger bleiben gleich, alle gleichermaßen befähigt, das Richtige zu tun, vorausgesetzt die Gesetze dieses Gemeinwesens sind so, dass sie die spezifischen und notwendigen Tugenden fördern und die Fähigkeiten der Menschen zur vollen Entfaltung bringen.

Es gibt übrigens eine hoch interessante Philosophin, eine politische Theoretikerin, Martha Nussbaum, die zusammen mit Amartya Sen eine Konzeption entwickelt hat, die für die Vereinten Nationen wichtig wurde. Martha Nussbaum versucht, den aristotelischen Ansatz entgegen der Lesart vieler heutiger Aristoteliker universalistisch zu interpretieren und in ein ganz konkretes Programm einer guten Weltpolitik zu übersetzen.

Rousseau

Mein drittes Paradigma ist auch mit einem Namen verbunden, Rousseau. Er gilt als eine Leitfigur der europäischen Linken, Marx einmal hintan gestellt, zu dem ich noch komme. Trotzdem findet sich bei Rousseau ein sehr elitäres Element, an einer harmlos erscheinenden Stelle, die aber in der Geschichte der politischen Linken eine interessante Rolle gespielt hat, eine verheerende vor allem in der französischen Revolution. Die Grundidee ist die, dass die ursprüngliche Freiheit, die durch die Zivilisationsprozesse verloren gegangen ist, wiedergewonnen werden kann dadurch, dass die Einzelinteressen, welche die Menschen mitbringen, in ihrem Status als Bürger und Bürgerinnen aufgehoben werden, weil in der großen Gemeinschaft der Bürgerinnen und Bürger – möglichst eines Stadtstaates, nicht eines großen Flächenstaates, wie schon damals in Frankreich realisiert – niemand in der Lage ist, seine Privatinteressen gegen andere Privatinteressen in Stellung zu bringen und nur das Gemeinwohl Chancen hat, Leitschnur der Entscheidungen der Versammlung der Bürgerschaft insgesamt zu werden. Rousseau war sich dessen bewusst, dass das in vieler Hinsicht unrealistisch ist, dass man jemanden braucht, der wenigstens die Gesetze formuliert, über die dann am Ende abgestimmt werden soll. Das erscheint als eine harmlose Stelle in der Rousseau'schen Theorie, aber die Frage ist, wer die Gesetze formuliert. Es muss dafür irgendjemanden geben. Es können sich ja nicht alle gleichermaßen dafür zuständig fühlen, diese Gesetze zu formulieren. Der Gesetzgeber bei Rousseau hat in unterschiedlichen personellen Konkretionen in der französischen

Revolution und in der Zeit danach eine wichtige Rolle gespielt. Dieses Problem durchzieht rousseau'sches linkes Denken. Woher kommt die Elite, welche die Vorgaben macht, über die dann die Versammlung abstimmt?

Biologistisches Paradigma

Ein viertes Paradigma möchte ich das biologistische nennen. Es hat im 19. Jahrhundert eine sehr große Rolle gespielt und dann, wie wir wissen, noch einmal insbesondere in Deutschland während der Nazizeit und des Naziterrors. Es ist die rassistische Elitetheorie, eingebettet in ein biologisches oder biologistisches Weltbild, nach dem die unterschiedlichen Rassen, Spezies mit einander in Konkurrenz stehen, dieser Konkurrenzkampf wie in der Natur ausgetragen wird und nur wenige überleben. Diese biologistische Elitetheorie steht im Kontrast zu allen bisherigen Elite-Theorien insbesondere deswegen, weil sie sich als naturwissenschaftlich versteht. Weder Platon, noch Aristoteles noch Rousseau haben ihre Gedanken als naturwissenschaftlich gerechtfertigte Elite-Theorie verstanden. Das kommt erst im 19. Jahrhundert auf, im Zusammenhang mit einem missverstandenen und missbrauchten Darwin und allem, was dann folgt.

Marxismus

Die fünfte Elite-Konzeption ist die marxistische. Entgegen dem, was man in Feuilletons führender Tageszeitungen lesen kann, ist die Elite dem linken Denken keineswegs fremd. Die gesamte marxistische Bewegung ist durchdrungen von Elitedenken: die Avantgarde des Proletariats, die Kader. Schauen Sie auf das gegenwärtige Bundeskabinett: dort gibt es durchaus einige, die in ihrer politischen Biographie eine solche Phase hatten, die auch noch spürbar ist, in der sie sich als Kader verstanden haben, als Elite, als Avantgarde einer historischen Kraft. Das Elitedenken taucht also im linken Spektrum der Politik nicht als *elementum alienum* auf; es ist vielmehr integraler Bestandteil eines Teils der linken politischen Bewegungen. In der Phase, in der Marx versucht hat, ein wissenschaftliches Programm zu formulieren, noch nicht in der Frühphase, ist das schon ganz konkreter Teil seiner Organisationsvorstellungen. Das ist nicht eine Entstellung und Verbiegung seitens der Anhänger von Karl Marx, sondern es ist bei Marx selber ganz deutlich angelegt. Im Leninismus und Stalinismus wird es dann auf die Spitze getrieben: die marxistischen gesellschaftlichen Kräfte haben die Zusammenhänge erfasst, kennen die historischen Gesetzmäßigkeiten. Um dies politisch in eine Form zu bringen, bedarf es einer Avantgarde, einer Elite. Das ist zunächst einmal die kommunistische Partei und innerhalb der kommunistischen Partei sind es die hohen Funktionäre, die die bessere Einsicht haben.

Ökonomismus

Das letzte Paradigma ist das ökonomistische. Man könnte es auch das marktradikale nennen. Es dominiert die Debatte gegenwärtig. Das ökonomistische Paradigma besagt: Elite bildet sich im Konkurrenzkampf auf dem Markt aus. Die marktförmige Konkurrenz, das ist der Rahmen, innerhalb dessen sich Elite in einem wünschenswerten Sinne etablieren kann. Überall dort, wo der Staat eingreift, geht es schief. Wir brauchen die totale Freiheit des Marktes, um in der Konkurrenz den Prozess der Auslese (eben durch die unsichtbare Hand des Marktprozesses) in Gang zu setzen und die Differenzierungen automatisch zu realisieren, die es braucht. Auch in Hochschulen und Wissenschaft geht es gegenwärtig verbreitet um die Frage, wie man möglichst viel Markt in die Wissenschaft bringen kann, weil das angeblich die Entstehung von Eliten erst möglich macht.

2 Ethische Elite-Kritik

Nach der Vorstellung der sechs Paradigmen oder Elite-Konzeptionen komme ich zu einer ethischen Elite-Kritik. Ich möchte Ihnen zwei Grundtypen einer normativen Elite-Kritik darlegen.

Für den ersten steht der Name *Alexis de Tocqueville*, was Sie vielleicht erstaunen mag. Tocqueville stammt aus altem französischem Hochadel. Ein Teil seiner Familie ist in der französischen Revolution umgekommen. Warum kündige ich ihn als ein Beispiel für Elite-Kritik an?

Alexis de Tocqueville ist eine faszinierende Persönlichkeit. Er ist natürlich ein selbstbewusster Vertreter nicht nur einer gesellschaftlichen, sondern auch einer intellektuellen Elite. Er ist der resignativen Ansicht, dass es eine Tendenz zur Gleichheit, zur Angleichung von Differenzen gibt, eine große historische Kraft, eine politische Kraft, die sich überall durchsetzen wird, und die vielleicht sogar von Gott gewollt ist, weil dem christlichen Gott allzu große Differenzen ein Dorn im Auge sind. (Ich karikiere ein wenig.) Tocqueville sieht die Gefahr, dass in diesem Prozess die Freiheit bedroht sein könnte, dass das Einbrennen von Unterschieden mit der Freiheit in Konflikt geraten könnte. Was er über die Demokratie in Amerika schreibt, ist auf eine fast unheimliche Weise prophetisch für die weitere Entwicklung westlicher Industriegesellschaften. Es wurde schon zu einer Zeit geschrieben, in der Amerika als Staat sich gerade erst entwickelt.

Die zweite und sicher naheliegende Form von ethischer Elite-Kritik ist die einer radikalen Variante von *Egalitarismus*, also der Auffassung, dass Gleichheit ein Wert in sich ist, und

zwar nicht nur ein Wert neben anderen, sondern ein so zentraler Wert, dass Vorteile, die Differenzierung, Unterschiede und Leistungsanreize usw. bieten mögen, die fundamentale Gleichheit der Menschen bedrohen und damit ethisch unzulässig sind. Diese Position mag uns in den westlichen Industriegesellschaften sozialisierten und kulturell geprägten Menschen sehr fremd sein. Radikale Egalitarier haben aber durchaus einsichtige Argumente. Nur zwei Beispiele: Nach internationalen Statistiken sind die Menschen in Kerala, einer Provinz in Indien, ziemlich zufrieden und glücklich, obwohl diese Region hinsichtlich der Eigentumsverhältnisse, Einkommensbedingungen, verfügbaren Ressourcen eine sehr arme Region ist. Sie liegt z.B. beim Pro-Kopf-Einkommen weit hinter Brasilien oder anderen südamerikanischen Staaten, aber bei einem bemerkenswerten Maß an Gleichverteilung. Dennoch hat Kerala für die Glücksforscher irritierend hohe Glückswerte. Wer einmal dort war, bestätigt, dass Kerala in der Tat ein sozial harmonischer Teil Indiens ist. – Ein zweites Beispiel. Wenn Sie alte Stadtpläne Athens anschauen, stellen Sie fest, dass in einer bestimmten Periode alle Grundstücke gleich groß waren. Die gesellschaftliche Ranghöhe folgte also anderen Kriterien als der Größe des Grundbesitzes.

Dies sind zwei Gegenpositionen, zwei ethische Kritiken der Elite-Theorie. Ich versuche jetzt in wenigen Sätzen eine Synthese; keine eklektizistische Synthese, bei der man sich kritische Punkte herauspicks und möglichst viele Gegenargumente einbaut. Ich habe Ihnen die verschiedenen Paradigmen vorgestellt, um meine Synthese mit Substanz zu füllen. Ich will sie mit zwei Kriterien erfassen, nämlich einer humanistischen und demokratieverträglichen Elite-Konzeption.

Was ist an dieser Elite-Konzeption, die ich aus ethischer Perspektive für die richtige halte, humanistisch? Zweierlei. Erstens die Bildungsidee. Das ist etwas sehr deutsches. Das Wort Bildung in seiner deutschen Bedeutung gibt es so in anderen Sprachen nicht. Es war aber prägend für das deutsche Universitätssystem und hat es für einige Jahrzehnte zum führenden in der Welt gemacht. Humboldt war nur einer der Protagonisten, wenn auch der herausragende. Die Bildungsidee, die Kognition und Persönlichkeitsentwicklung miteinander in Beziehung setzt – sie hat eine lange Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht, worüber wir heute nicht gesprochen haben, was aber im Denken der Stoa, der Akademie, auch im katholischen Denken tief verankert ist, und was sich durch alle Dialoge zieht – diese Bildungsidee erkennt den Menschen als besonderes Spezifikum Selbstverantwortlichkeit und Freiheit zu. Die Freiheit besteht aber nicht darin, dass jeder rücksichtslos seine Interessen verfolgt, vielmehr dass er diese Interessenverfolgung gerade nicht zur zentralen Richtschnur seines Handelns macht, sondern – und deswegen nenne ich das Ganze humanistisch – dass er Verantwortung trägt in dreierlei Hinsicht: kulturell,

politisch und historisch. Die das Privileg genießen, sich bilden zu können – möglichst viele, aber sicher nicht alle – sollen dies als einen Beitrag zur Kultivierung der Gesellschaft insgesamt verstehen. Eine Kulturgesellschaft, getragen von Menschen, die wegen ihrer Bildung die Voraussetzungen mitbringen, eben diese Gesellschaft zu formen. Hinzu kommt eine umfassende politische Verantwortung, in der man sich als Teil eines politischen Zusammenhangs versteht und bereit ist, politische Verantwortung in diesem Sinne wahrzunehmen. Die politische Verantwortung gegenüber der Wissenschaft zeigt sich u. a. darin, dass – nach Wilhelm von Humboldt – der Staat die Wissenschaft und ihre Einrichtungen zur Gänze finanziert, sich aber inhaltlich vollständig heraushält. Das ist kein Widerspruch, sondern ein sehr plausibles Konzept. Drittens die historische Verantwortung, in der man nicht nur punktuell an den jeweiligen aktuellen Interessen orientiert ist, sondern sie in den Zusammenhang größerer historischer Entwicklungen stellt.

Das zweite Merkmal meiner Elite-Theorie ist die Demokratieverträglichkeit. Hier will ich nun zurückgreifen auf zwei wichtige Denker der gegenwärtigen politischen Philosophie. Der eine ist *John Rawls*. Er wird häufig zitiert und oft missverstanden. Er hat mit seiner *Theory of Justice*, 1971 auf englisch erschienen und wenige Jahre darauf auf deutsch, vermutlich das wichtigste Werk der politischen Philosophie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfasst. Es ist eine sehr differenzierte, sorgfältig abgewogene Konzeption dessen, unter welchen Bedingungen Ungleichheit gerechtfertigt ist. Nehmen Sie auch das Buch von Wilfried Hinsch „Gerechtfertigte Ungleichheit“, für manche ein fast skandalöser Titel. Aber es gibt die linksliberale oder sozialliberale Theorie, die das sehr präzise ausführt. Der Grundgedanke ist so klar, dass man ihn in einem Satz zusammenfassen kann: Ungleichheit ist immer dann gerecht, wenn sie allen und besonders den Schwächeren in der Gesellschaft nützt. Wie kann das sein? Wie kann Ungleichheit gerade den Schwächeren nützen? Wenn sich z. B. die Einkommen differenzieren, ist das nicht ein Nachteil gerade für die Schwächeren? Der Gedanke ist ganz einfach. Stellen Sie sich ein System vor ohne Leistungsanreize und mit dem gleichen Lohn für alle und auf der anderen Seite ein System mit Leistungsanreizen, die sich in differenzierten Lohnniveaus äußern, je nach Leistung. Nehmen wir an, im zweiten System würde deutlich mehr produziert, und zwar so viel mehr, dass die Differenzierung der Löhne, die für solche Leistungen erforderlich ist, erlaubt, dass die am schlechtest gestellten, also diejenigen Lohnempfänger, die den geringsten Lohn bekommen, immer noch besser dastehen als diejenigen im System mit gleichem Lohn. Das ist kein Hirngespinnst eines politischen Philosophen, sondern das ist empirisch gut gestützt. China hat eine Zeit lang mit solchen Gleichverteilungssystemen experimentiert, mit mäßigem Erfolg. Das ist – in der amerikanischen Debatte – *inequality surplus*, Ungleichheitsplus. Man bekommt zusätzlich etwas

durch Ungleichheit. Das ist aber nur gerechtfertigt in den Grenzen, in denen es gerade denjenigen nützt, die am unteren Rand der gesellschaftlichen Pyramide leben. Diese Idee hat eine gewisse Attraktivität. Bei Rawls wird das ganze noch qualifiziert, und diese Qualifizierung mache ich mir zu eigen. Es muss noch eine Reihe weiterer Kriterien hinzu kommen: Gleiche Zugänglichkeit zu Ämtern z. B., Ausgleich von natürlichen Benachteiligungen im Bildungssystem und bei sozialen Benachteiligungen; also mit einem politischen Begriff: Chancengleichheit. Und vor allem der Primat gleicher individueller Freiheiten. Die Bürger- und Menschenrechte, die jedes Individuum hat, dürfen nicht ebenfalls ungleich verteilt sein; sie müssen allen in gleichem Maße zukommen. Innerhalb dieser Bedingungen erst greift das so genannte Differenzprinzip: Ungleichheiten sind dann gerecht, wenn sie der am schlechtesten gestellten Personengruppe, jedenfalls in der Tendenz, nützen.

Ich füge noch einen Gedanken hinzu, den ich mir ebenfalls zu eigen mache, nämlich eine pluralistische Auffassung. Lesen Sie dazu das Buch von *Michael Walzer, Spheres of justice* (Sphären der Gerechtigkeit). Walzer – er gilt als Antipode zu Rawls – plädiert für eine genuin plurale Gesellschaft, in der keines der großen Systeme, weder die Ökonomie, noch die Politik, noch die Bildung, noch die Kultur, noch die Wissenschaft die anderen dominiert. Walzer bietet damit eine ganz wichtige Ergänzung zu dem, was man von Rawls und seinen liberalen Anhängern kennt. Wir laufen gegenwärtig Gefahr, dass ein System, nämlich das ökonomische, alle übrigen dominiert. Damit gäbe es dann nur noch eine Elite, keine weiteren. Das wäre ein großes Risiko für eine human verfasste Gesellschaft.

Dies ist eine Skizze meiner Elite-Konzeption, die humanistisch inspiriert und demokratieverträglich ist.

3 Eliten und Wissenschaft

Lässt sich die Frage nach den wissenschaftlichen Eliten noch über das Gesagte hinaus präzisieren? Ich habe in dem von mir herausgegebenen Buch *Angewandte Ethik* (Kröner Verlag) versucht, dies in einem größeren Zusammenhang darzustellen. Dort finden Sie ein Kapitel zur Wissenschaftsethik. Ich möchte daraus zwei Grundgedanken darlegen.

Der erste lautet: Die wissenschaftliche Elite konstituiert sich durch ein Wissenschaftsethos. Fragt man genauer, worin dieses Ethos besteht, ist die Antwort gar nicht so einfach. Die Wissenschaftstheorie hat ganz unterschiedliche Konzeptionen dazu entwickelt. Trotz mancher berechtigter Kritik an Karl Popper ist er unter dem Gesichtspunkt des Wissen-

schaftsethos nach wie vor meine Leitschnur. Nach Popper brauchen wir Menschen, die bereit sind, Theorien zur Diskussion zu stellen und sich auch widerlegen zu lassen. Eine kühne Theorie, so nennt es Popper, und kritische Prüfung, auch von denjenigen, welche diese Theorien entwickelt haben. Seine Kritiker haben eingewandt, dass Wissenschaft (faktisch) so nicht funktioniere. Es gebe doch auch die „normale“ Wissenschaft, die ganz anders laufe: ein Paradigma, eine Theorie sei etabliert, niemand greife sie an, und wer sie angreife, sei in seiner wissenschaftlichen Karriere ohnehin bald gescheitert. Man versuche, Theorien auf neue Bereiche anzuwenden, usw. – Diese Einwände gibt es, und sie sind nicht falsch. Aber sie ändern nichts am wissenschaftlichen Ethos, nämlich der Kritikfähigkeit, der Kühnheit, wenn man so will, sich widerlegen zu lassen. Die Tendenz, so zu formulieren, dass man möglichst nicht verstanden wird und a fortiori nicht kritisiert werden kann, was es durchaus auch in der Philosophie gibt, ist verheerend. Ganze Bereiche der Geisteswissenschaften katapultieren sich damit selbst aus dem wissenschaftlichen Ethos heraus, in Deutschland nicht so krass wie in USA. Dieses interne Wissenschaftsethos ist, kulturgeschichtlich gesehen, auf den Kampf für die Emanzipation von Wissenschaft und Kultur von klerikalen und politischen Autoritäten zurück zu führen. Das ist die Geburtsstunde der Neuzeit. Der Kampf wurde gewonnen, aber es hat Jahrhunderte gebraucht, und er ist auch noch nicht ganz ausgefochten. In diesem Kampf hat sich ein Ethos entwickelt, etwa dass die Wissenschaft eben nicht lediglich die Magd der Theologie ist. Das bedeutet weltanschauliche Neutralität, In-Frage-Stellung der eigenen weltanschaulichen Voraussetzungen im wissenschaftlichen Diskussionsprozess. Keine politische Autorität, keine religiöse Autorität bestimmt, was gute Wissenschaft ist. Das wird intern geklärt, in der Wissenschaftsgemeinschaft, durch kritische Prüfung und kühne Entwürfe. Je universeller dieser Diskurs ist, um so höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Prozess rational ist und zu guten Theorien führt. Wir stellen Theorien zur Diskussion, wir publizieren in Medien, die international gelesen werden, um uns der kritischen Prüfung in einer möglichst radikalen Form preiszugeben. Und dazu gehört zentral der „Kommunismus des Wissens“. Wissen darf nicht privatisiert werden, darf nicht verkauft werden, jedenfalls nicht innerhalb des wissenschaftlichen Systems. In der Wissenschaft publiziere ich die Ergebnisse meiner Arbeit und stelle sie zur Diskussion. Sie gehören damit allen. Die Fairness gebietet Hinweise auf die Quellen des Wissens. Wissen darf innerhalb der Wissenschaft nicht kommerzialisiert werden, anders als außerhalb ihres Bereichs. Dort wird Wissen natürlich privatisiert und kommerzialisiert. Wissenschaftler haben aber die moralische Pflicht, die im internen Wissenschaftsethos etabliert ist, ihr Wissen zur Verfügung zu stellen und der Kritik auszusetzen.

Sehr viel gebrochener und weniger eindeutig ist das externe Ethos der Wissenschaft. Gemeint ist die Verantwortung der Wissenschaft nach außen, von der ich im Zusammenhang mit der humanistischen Elite-Konzeption gesprochen habe. Wie weit geht die kulturelle, politische und historische Verantwortung der Wissenschaft? Diese Debatte kulminierte in den 50-er Jahren des letzten Jahrhunderts in der Frage der Produktion von Atomwaffen, in der weltweiten Rollen der Physik und Nuklearphysik insgesamt. Sie kulminiert jetzt wieder angesichts der neuen biotechnologischen Möglichkeiten. Wenn wir keine politische Steuerung des Wissenschaftsprozesses selber wollen, dann brauchen wir die Verantwortungsfähigkeit der Wissenschaft. Das setzt voraus, dass gerade diejenigen, die an der vordersten Front der Forschung stehen, nicht nur ihre Forschungsprojekte im Blick haben, sondern bereit sind, diese in der Öffentlichkeit darzustellen, sie der Kritik auszusetzen und für sie Verantwortung zu übernehmen. Wenn man den Rückfall in eine Zeit verhindern will, in der die Politik in massiver Weise in wissenschaftliche Prozesse eingegriffen hat, bedarf es der eigenständigen Verantwortung innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Ich habe zwei Jahre lang im Zentrum für Ethik in der Wissenschaft in Tübingen gearbeitet. Dort gab es in der Biologischen Fakultät die erste Professur für Ethik in den Biowissenschaften in Deutschland. Damit war dieses Thema ein integraler Bestandteil der Ausbildung von Biologinnen und Biologen, in Ethik und Wissenschaftstheorie. Das war damals, das gab es nirgendwo; leider ist es in Deutschland nicht zum Standard geworden. Das Modell halte ich nach wie vor für das richtige. Ethische Fragen müssen integraler Bestandteil vor allem in der naturwissenschaftlichen Ausbildung werden. Schon die Studierenden müssen lernen, Verantwortungsfähigkeit zu erwerben. Die Tendenzen, die wir gegenwärtig in den Reformbemühungen der Wissenschaft erkennen, gehen in die entgegengesetzte Richtung und fordern eher eine Verengung als eine Ausweitung der Gegenstände des Studiums. Wenn ich noch einmal etwas philosophischer werden darf, dann würde ich sagen: Kognition und Empathie gehen im Wissenschaftsethos eine Verbindung ein. Sie sind ohne einander nicht zu haben. Kognition und Empathie sind die Basis der ethischen Bindung von Wissenschaft.

4 Eliten für die Universitäten

Wissenschaft ist nicht gleichbedeutend mit den Universitäten. Wer es aber ernst meint mit den wissenschaftlichen Eliten, muss sicherstellen, dass die Universitäten attraktiv für die Besten in der Wissenschaft sind und bleiben. Es gibt eine ganze Reihe von Hindernissen, die dem entgegen stehen, und zwar zunehmend mehr entgegen stehen. Es hat

viele Wissenschaftler durchaus verwundert, dass die gleichen wissenschaftspolitisch Verantwortlichen, die bislang eher den Eindruck machten, die Universitäten sollen zu reinen Lehrbetrieben werden, jetzt Elitestudiengänge und Eliteuniversitäten fordern, die international mit den Top-Universitäten etwa in den USA mithalten können.

Vier Problembereiche machen uns Wissenschaftlern das Leben schwer. Das eine ist ein Gremienunwesen, für das sich nicht unbedingt die Besten in der Wissenschaft engagieren, oft mit negativen Auswirkungen auf die Entwicklung. Viel Zeit geht verloren. Wer spezifische wissenschaftliche Kompetenz einbringen kann – präzise denken, Positionen ausführlich begründen, Recht haben – hat nicht unbedingt die Fähigkeit, entscheidungsorientiert zu debattieren und Kompromisse einzugehen. Jeder, der als Wissenschaftler in einer Universität tätig ist, weiß, wovon ich rede. Es geht allzu häufig um Dinge, die uns vom Eigentlichen abhalten, nämlich von der Forschung, von der Lehre und von der Arbeit mit den besten Studierenden.

Ein zweites wird Sie vielleicht wundern, es aus meinem Mund zu hören, aber es gehört zum Thema Elite und Wissenschaft. Wir haben eine ganz merkwürdige Form von Nivellierung, die z. B. darin besteht, dass alle Professoren in Deutschland die gleiche Lehrverpflichtung von acht Wochenstunden haben. Es gibt aber Kollegen, die lieber einen Schwerpunkt auf die Forschung legen, andere lieber auf die Lehre. Sie alle kennen weitere Bereiche, in denen Nivellierungen zu Lasten der Forschung und der Studierenden stattfinden: Betreuungsrelationen von Professoren und Studierenden, Zuteilung von Mitteln, Personal und anderen Ressourcen, die zentrale Regelung der Zulassung zum Studium, usw.. Nivellierungen minimieren vielleicht Konflikte, sie sind aber nicht sehr intelligent und für realistische Schwerpunktsetzung und Profilbildung absolut schädlich.

Die Situation an unseren Universitäten ist die Folge einer falschen Politik seit 1977. Nicht nur eine Partei, sondern alle Wissenschaftspolitiker tragen eine Mitschuld daran. Ich möchte darauf achten, dass die Klage über solche Fehlentwicklungen, die umgesteuert werden müssen, uns in der Elite-Diskussion nicht auf ein Nebengleis führt, aber: unsere Gesellschaft in Deutschland, eine der reichsten Industriegesellschaften der Welt, wendet viel zu wenig für Kultur, Bildung und Wissenschaft auf. Das kann man auch durch stärkere Differenzierung allein nicht abfangen.

Ein weiteres Hindernis für Elitebildung an Universitäten ist eine bemerkenswerte rechtliche Rigidität. Auch hier einige Beispiele. Die Altersgrenze für Berufungen auf eine Professur liegt bei uns bei 52 Jahren. Welchen Sinn soll das machen? Das frühere Problem

der vollen Pensionslasten für den jeweils letzten Beschäftigten von Professoren ist doch längst gelöst! Immanuel Kant hat – in einer Zeit, in der die Lebenserwartung noch geringer war – die Kritik der reinen Vernunft in seinem 57. Lebensjahr publiziert. Das hat ihn erst zum großen Wissenschaftler gemacht. Kant könnte heute nicht mehr auf einen Lehrstuhl berufen werden. Das Argument, dass zu alte Professoren ihre Stellen zu lange blockieren und damit die Chancen der Jüngeren verringern, sticht aufs Ganze gesehen nicht. Denn der Wettbewerb um die Besten erzeugt eine entsprechende Fluktuation und schafft Berufungschancen.

Ich stelle eine zunehmende Familienfeindlichkeit im Wissenschaftsbetrieb fest. Immer weniger Frauen sind bereit, ihrem Mann zu folgen, wohin er auch beruflich geht. Sie weigern sich zu Recht, weil sie selber eine berufliche Biographie haben und verfolgen wollen. In den USA wird das dadurch abgefedert, dass bei Berufungsverhandlungen die Bewerberin oder der Bewerber selbstverständlich sagt: Ich habe einen Lebens- oder Ehepartner, und was können wir da machen? Sehr häufig gibt es dann Doppellösungen an derselben Universität oder an benachbarten Institutionen oder was auch immer. Bei uns wird dieses Problem zeitlich verschoben. Die erste Berufung darf nicht an derselben Universität erfolgen, wo man habilitiert wurde. Ob das mit der Juniorprofessur besser wird, bezweifle ich. Unsere so genannten Nachwuchswissenschaftler sind bei der Habilitation im Durchschnitt 41 Jahre alt und können erst dann berufen werden. Die meisten sind bis dahin verheiratet, haben Familie. Jeder Wechsel kann den Familienzusammenhang zerreißen. So klein Deutschland ist, das Spagatleben zwischen zwei Städten ist durchaus ein Hindernis für die persönliche Entwicklung. Wenn dann z. B. Nordrhein-Westfalen den Professoren noch vier Tage Präsenzpflicht auferlegt, wird es endgültig schwierig für viele. Zu dieser Rigidität kommt noch eine Kartellbildung der zuständigen Ministerien in Deutschland hinzu, die ebenfalls eine dynamische Wissenschaftsentwicklung behindert. Dazu gehören die Rufsperrern, die starren Zulageregelungen und dergleichen mehr. Eine tief greifende Flexibilisierung solcher Regelungen täte dem deutschen Wissenschaftssystem gut.

5 Das akademische Ethos

Ich möchte versöhnlich schließen mit einem Lob des akademischen Ethos. Es gibt, das mag manchen Wissenschaftspolitikern entgangen sein, eine bemerkenswerte intrinsische Motivation innerhalb der Wissenschaft. Die Mehrheit der Wissenschaftler ist bereit, weit über das vorgeschriebene Maß hinaus zu arbeiten. Wer daher nur an finanzielle Anreize als Instrument der Optimierung von Universitäten und Wissenschaft denkt, schätzt die Lage in der Wissenschaft falsch ein. Es geht um Anerkennung, Anerkennung auch der

wissenschaftlichen Leistung. Natürlich freut man sich, wenn sich das gelegentlich auch finanziell auswirkt; aber wenn das die primäre Motivation wäre, wären die meisten von uns nicht in die Wissenschaft, sondern in einen anderen Beruf gegangen. Die in der Wissenschaft bleiben, sind mit ihrem Fach in der Regel die Besten; d. h. sie hätten auch andere attraktive Perspektiven gehabt.

Es gibt zweitens ein bemerkenswertes Maß an interner Verantwortungsbereitschaft. Das zeigt sich in der Bereitschaft fast aller Wissenschaftler, bei Gutachten, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben, beratend tätig zu sein, etwa bei Habilitationsverfahren an anderen Universitäten. Sie kümmern sich darum, dass der wissenschaftliche Nachwuchs eine positive Entwicklung nimmt. Die interne Verantwortungsbereitschaft ist auf Grund eines doch nach wie vor relativ stabilen akademischen Ethos sehr hoch entwickelt. Kritischer sehe ich die externe Verantwortungsbereitschaft. Sie ist bei einzelnen vorhanden, aber doch begrenzt. Es gibt sogar eine gewisse Tendenz in der Gemeinschaft der Wissenschaftler, diejenigen auszugrenzen, die solche externe Verantwortung in hohem Maße wahrnehmen. Das unterscheidet uns sehr stark von den USA. Es gibt ein bemerkenswertes Maß an permanenter Selbstevaluation, nicht erst seitdem Evaluationen institutionell vorgeschrieben sind. Das Wesen der wissenschaftlichen Zeitschriften beruht ja auf Selbstevaluation der Wissenschaft. In den advisory boards sitzen die führenden Vertreter des Faches. Sie beurteilen die eingereichten Arbeiten in einer permanenten Kritik und Selbstkritik. Dies ist stabil etabliert und funktioniert insgesamt sehr gut, trotz gelegentlicher Vorkommnisse, vor allem dort, wo es um viel Geld geht, wie z. B. in der Medizin, oder auch in manchen Bereichen der Biowissenschaften oder der Chemie. In welcher Währung wird dieses Engagement entgolten? Die Währung ist im Wesentlichen Anerkennung und Freiheit, nicht so sehr monetär.

Meine Empfehlung zum Schluss: Es gilt, dieses akademische Ethos, das nach wie vor nicht zerstört, wohl aber gefährdet ist, zu revitalisieren und zu vermeiden, dass die Universitäten in toto oder auch nur zu einem großen Teil in Schulen verwandelt werden, also den Weg zurück in die mittelalterliche und frühneuzeitliche Universität gehen. Noch zu den Zeiten Immanuel Kants hatte der Professor nach genehmigten Lehrbüchern zu lehren. Kant nahm sich die akademische Freiheit indem er seine ausgreifenden Kommentare zum Lehrbuchtext zum eigentlichen Inhalt der Vorlesung machte. Wenn wir in ein paar Jahren wieder so weit sein sollten, dann wäre etwas schief gelaufen bei dem Versuch, die deutschen Universitäten zu reformieren und die Elitebildung zu fördern.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin
 Ludwig-Maximilians-Universität München
 Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft
 Oettingenstr. 67
 80538 München
 e-Mail: julian.nida-ruemelin@lrz-uni-muenchen.de

Anzeige



Fachhochschule Osnabrück
 University of Applied Sciences

- Interessiert...** sich für den Hochschul- und Wissenschaftssektor zu spezialisieren?
- Motiviert...** die Reformprozesse im Wissenschaftssektor aktiv mitzugestalten?
- Engagiert...** Führungsverantwortung zu übernehmen?

Wenn Sie die notwendigen Kompetenzen erwerben wollen und aus dem Wissenschaftssektor oder der öffentlichen Verwaltung stammen, bewerben Sie sich jetzt für den zweijährigen, berufsbegleitenden Masterstudiengang

MBA Hochschul- und Wissenschaftsmanagement

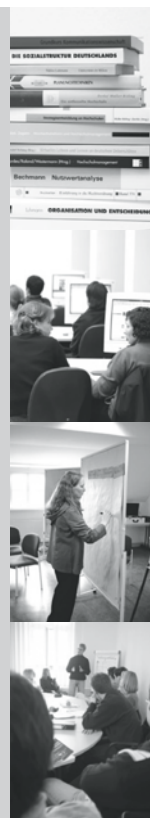
Wir qualifizieren Sie in den Bereichen:

- **Führungs- und Managementmethoden**
z. B. Strategisches und operatives Management, Finanzmanagement, Human Resource Management, Qualitäts- und Prozessmanagement
- **Internationales Wissenschaftssystem**
z. B. Institutionenökonomik, Hochschul- und Wissenschaftsrecht, Wissenschaftstransfer, Internationale Beziehungen
- **Kommunikation / Soft Skills**
Grundlagen und Methoden personenbezogener Kommunikation, inkl. zwei Kommunikationstrainings
- **Praxistransfer**
Praxisprojekt an einer Wissenschaftseinrichtung, inkl. Praxiskompaktwoche und wissenschaftlicher Tagung

Nächster Start: 01. März 2005

Informationen unter
 Geschäftsstelle Hochschul- und Wissenschaftsmanagement
 Dipl.-Kf. (FH) Marlene Schwegmann
 Tel.: 0541 / 969-3177
 E-Mail: m.schwegmann@fh-osnabrueck.de
 Internet: <http://www.wi.fh-osnabrueck.de/hwm.html>

+ vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft ausgezeichnet
 + in Kooperation mit der Hochschule Bremen



Elite- und Massenbildung Harmonisierung scheinbar gegensätzlicher Ansprüche

Helmut Altner

1 Zeichen eines Aufbruchs

Im Mai 1981, also vor rund 23 Jahren, lud die Evangelische Akademie Loccum zu einer interessanten Tagung ein. Das Thema war als Fragesatz formuliert: „Sollen, können und dürfen deutsche Hochschulen Eliten bilden?“ Die Brisanz dieses hochschulpolitischen Unterfangens war durch einen darüber gesetzten Obertitel hervorgehoben. Da hieß es „Eliteförderung und Demokratie“ – immerhin „und“ und nicht „oder“. Zu dieser lobenswerten Initiative der Akademie hatten Empfehlungen des Wissenschaftsrates den Anstoß gegeben. Am 15. Mai 1981 hatte das gewichtige Beratungsgremium von Bund und Ländern „Empfehlungen zur Förderung besonders Befähigter“ verabschiedet. Ich war zu jener Zeit Mitglied des Wissenschaftsrates. Zugleich habe ich der Studienstiftung des deutschen Volkes ehrenamtlich zugearbeitet: bei Auswahlseminaren, in der Betreuung von Stipendiaten als Vertrauensdozent und auf Ferienakademien. Später habe ich dann über zehn Jahre – bis Ende 2003 – für die Studienstiftung als Präsident Verantwortung getragen. Im vorigen Jahr habe ich in der kleinen Kommission mitarbeiten dürfen, die im Auftrag der Bayerischen Staatsregierung das Konzept für das Bayerische Elitenetzwerk ausgearbeitet hat. So habe ich mich mit der Förderung besonders befähigter und engagierter junger Menschen über lange Jahre sehr intensiv auseinandergesetzt, ohne, wie ich hoffe, die Ansprüche und Hoffnungen derjenigen aus dem Auge verloren zu haben, denen eine solche Zuwendung versagt bleibt. Dies nur als persönliche Randnotiz.

Zurück zu der Tagung in Loccum. Zunächst fällt auf, dass deren thematischer Rahmen mit dem unserer Tagung hier in Tutzing weitgehend deckungsgleich ist. Sollte es so sein, dass sich inzwischen nichts bewegt hat? Sollte es sein, dass man in Deutschland über Jahrzehnte hinweg eine akribische Risikoabwägung vornimmt und die positiven Erfahrungen anderer für nicht übertragbar hält oder gar ignoriert? Hat man so wenig Vertrauen in die Stabilität unserer demokratischen Grundordnung und die Verlässlichkeit derer, die mit ihr umgehen, dass man davor zurückschreckt, besonders leistungsfähige und leistungsbereite junge Menschen mit Herausforderungen zu konfrontieren, die sie fachlich und menschlich weiterbringen – und zwar in der begründeten Überzeugung, dieses werde

letztlich dem Gemeinwesen Nutzen bringen? Gibt es bei uns eine Auffassung von „Gerechtigkeit“, die meint, niemand dürfe Bachs Goldberg-Variationen spielen, bevor nicht alle – wenigstens mit zwei Fingern – die Eurovisionsmelodie zustande bringen? Bis vor kurzem sah es so aus. Inzwischen aber ist eine Art Elite-Frühling über uns hereingebrochen. Elite ist nicht mehr ein „Unwort“, und die Bundesregierung erwägt, ab 2006 jährlich 250 Millionen Euro in Spitzenuniversitäten zu investieren. Dieser Ausbruch von Elitebewusstsein hat sich allerdings langsam angebahnt. Es konnte ja nicht völlig verdrängt werden, dass helle Köpfe, unter den Scheffel gestellt, verlöschen – und daher zuvor lieber abwandern.

Die Zahl der Begabten-Förderungswerke ist in erfreulicher Weise angewachsen. Alle politischen Parteien und auch die Unternehmen der Wirtschaft fördern sorgsam ausgewählte Studierende. Dass Auswahl und Förderprogramme sich unterscheiden, ist nur gut. So kann man vergleichen, und auf diese Weise ergibt sich ein Wettbewerb. Es ist auch zu würdigen, dass das größte Förderungswerk, die Studienstiftung des deutschen Volkes, in den letzten Jahren in die Lage versetzt worden ist, fast 6.000 Stipendiaten zu fordern und zu fördern. In der Wochenzeitung DIE ZEIT ist die Studienstiftung vor einiger Zeit schon als „virtuelle Eliteuniversität“ bezeichnet worden.

Aber es gibt noch mehr positive Zeichen eines Aufbruchs. Sie sind alle noch jungen Alters. An einigen Universitäten – in Bayern z. B. an der TU München, an der LMU München sowie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg, Augsburg und Regensburg – sind besondere Förderprogramme für herausragende Studierende entwickelt worden. An der Technischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg gibt es ein „Begabtenbetreuungsprogramm“. Ein differenziertes Förderkonzept wird an der Fakultät für Informatik der TU München umgesetzt. In Regensburg wurden im Fach Betriebswirtschaft Honors-Studiengänge konzipiert. Auch außerhalb Bayerns gibt es Bewegung: An der RWTH Aachen hat kürzlich ein Workshop „Begabtenförderung als Aufgabe der Universitäten“ stattgefunden. Offenbar entdeckt man, dass man Verantwortung trägt!

Die genannten Initiativen sind gleichsam *bottom up-Aktivitäten*. Sie sind schon deshalb bemerkenswert, weil sie zeigen, dass die Universitäten nicht nur immer fordern, der Staat möge doch etwas tun. Es handelt sich hier um Beispiele einer bewussten und zukunftsorientierten Profilbildung, so wie sie auch in fachlicher Hinsicht peu à peu in Gang zu kommen scheint. Darüber hinaus beweisen diese Beispiele, dass Versuche, Exzellenz zu fördern, heute im Biotop Universität einvernehmlich gestartet werden können und keineswegs von undifferenziert argumentierenden Bedenkenträgern zerredet werden, bevor sie erprobt werden können.

Solchen – eher noch „zarten“ – bottom up-Bemühungen stehen – naturgemäß in sehr viel wuchtigerer Form – Initiativen der staatlichen Seite gegenüber. Bayern kann sich rühmen, schon vor einigen Jahren eine Eliteakademie und im vorigen Jahr ein eindrucksvolles Elitenetzwerk gestartet zu haben.

Dass alte Denk- und Urteilsschablonen definitiv beiseite gelegt werden, zeigt die vor wenigen Wochen ausgelöste Debatte über Eliteuniversitäten in Deutschland. Die Visionen oszillierten zunächst in quantitativer Hinsicht. Mal war die Rede von einer oder von zwei Elite-Anstalten, mal hielt man wesentlich mehr für nötig, vielleicht 10. Und warum sollten es nicht 16 sein, damit in bewährter egalitärer Grundhaltung der föderalen Struktur unseres Landes Genüge getan wird? Solche Unsicherheiten und die unverkennbare Naivität eines – wie es die SZ formulierte – „*bildungspolitischen Allez-hopp*“ wird man wohl auch darauf zurückführen dürfen, dass eine langjährige Tabuisierung des fundierten Nachdenkens über Exzellenz und ihre Förderung Spuren hinterlässt. Aber die Wetterlage wechselt. Das heißt auch: die Tutzingener Akademie hat mit dem Thema des Bayerischen Hochschultages 2004 den Kairòs erwischt – wiewohl das Thema in den letzten Wochen so sehr geboomt hat, dass inzwischen schon fast alle sich kompetent Wissenden schon fast alles gesagt haben.

2 Ausstattungdefizite

Als Herr Dr. Greiner mich im Oktober vorigen Jahres um einen Vortrag gebeten hat, hat er mir zugleich auch ein Thema vorgegeben: „*Elite- versus Massenbildung: unvereinbarer Widerspruch oder notwendige Differenzierung.*“ Ich habe damals darum gebeten, das Thema ändern zu dürfen; denn ich halte es allenfalls für rhetorisch attraktiv, mit der clash-Formulierung „*Elite- versus Massenbildung*“ zu hantieren. Ich will von vornherein bekennen, dass ich es für falsch halte, hier einen Gegensatz zu konstruieren – und sei es nur, um gleichsam Theaterdonner zu erzeugen.

Natürlich wäre es naiv, zu übersehen, dass bei der Verteilung beschränkter Ressourcen Konflikte auftreten können, ja auftreten müssen. Welche Bereiche des Bildungswesens sollen welche Anteile am Kuchen erhalten? Oder präziser gefragt: In welcher Reihenfolge und mit welchem Einsatz müssen an welcher Stelle Ausstattungdefizite beseitigt und Investitionen vorgenommen werden, damit unserem Gemeinwesen in der vorhersehbaren Zukunft kein Schaden erwächst? Natürlich müssen Prioritäten gesetzt werden. Darum ist zu streiten. Ein solcher Streit wird um so heftiger ausfallen, je größer die *Defizite* sind. Diese aber sind in Deutschland – leider – allgegenwärtig. Werden wir nicht konfrontiert

mit Hinweisen, dass die Zahl der Analphabeten in der Bundesrepublik zunimmt, dass insbesondere eine beängstigend große Zahl von Migrantenkindern aus unserem Bildungssystem herausfällt? Junge Menschen, denen die Möglichkeit entschwindet, sich in unsere Gesellschaft zu integrieren, werden aber nicht nur chancenlos unglücklich, sie werden zu einem Risikopotential für alle glücklichen Integrierten. Ich will hier nicht im Detail von „Pisa“ reden. Es ist uns hinreichend bewusst, dass vieles in der schulischen Bildung im Argen liegt. Die notwendige Sanierung kostet Geld. Und bei der gegenwärtigen Diskussion über Spitzenuniversitäten wird von allen, die zu ihr beitragen, eingeräumt, die unbestreitbaren Schwächen deutscher Universitäten erklärten sich zu erheblichen Teilen aus ihrer Unterausstattung. Diese dokumentiere sich z. B. in der Relation von Professoren zu Studierenden, in der Ausstattung der Bibliotheken usw. usw.. Niemand bestreitet das. Die Ausstattungsdefizite sind allgegenwärtig. Sie betreffen alle Bereiche des Bildungswesens. Es wäre ebenso irrational wie schädlich, die einzelnen Kompartimente gegeneinander im Sinne von „Elite versus Masse“ auszuspielen.

3. Ein sowohl-als-auch bei Strukturentscheidungen

Nun sollte nicht der Eindruck entstehen, als sei ich der Meinung, dass die beklagte Misere einfach mit mehr Geld behoben werden könnte. Die in der Öffentlichkeit in Deutschland permanent und zum Teil erbittert geführte Debatte über strukturelle Reformen – ob nun im Bereich der Schulen oder der Hochschulen – bezeichnet einen gleich bedeutsamen Angelpunkt. Gutes Geld, in schlechte Strukturen investiert, bewirkt gar nichts. Das meint der vielfach zitierte Seufzer eines Vertreters der Wirtschaft im Hinblick auf die Universitäten: „Da kannst du Millionen hineinwerfen, und du hörst es nicht einmal plumpsen!“ Doch ganz so desolat ist die Situation zweifellos nicht. Die beträchtliche Zahl der in den letzten beiden Jahrzehnten eingerichteten Stiftungsprofessuren aus der Wirtschaft und die entsprechenden Bemühungen des Stifterverbands demonstrieren ein gut begründetes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit von Instituten und Fakultäten.

Aber auch strukturelle Reformansätze sollten nicht von vornherein unter der Perspektive „entweder – oder“ zerredet werden. Derzeit sind eine Reihe von Veränderungen in der Debatte – was leider noch lange nicht heißt, dass sie auch bald erprobt würden. Man diskutiert über mehr *Wettbewerb*, über die Auswahl der Studierenden durch die Universitäten, über die Einführung spezifischer leistungsbezogener curricularer Elemente, schließlich auch über Studiengebühren. Alle diese Maßnahmen können verfehlt eingesetzt werden. Sie können aber auch – verantwortlich gehandhabt – zu einer Differenzierung in dem Sinne führen, dass Studierende ihnen jeweils angemessene Entwicklungsräume finden.

Derzeit gibt es offenbar nur Benachteiligte. Die undifferenzierte Massenabfertigung in vielen Fächern ermöglicht den Studierenden oft nicht einmal eine Orientierung: Sie geben irgendwann auf. Von den Verbleibenden sehen sich die Schwachen überfordert, die Leistungsfreudigen hingegen unterfordert und frustriert. Alle werden gleich schlecht behandelt. Am besten fahren wohl diejenigen, die nicht übermäßig ambitioniert aber fähig sind, sich mit den Absurditäten des Systems opportunistisch zu arrangieren. Das mag polemisch verkürzt sein. Der zweifellos erforderliche Aufbruch muss alle Bereiche erfassen: Kein „entweder – oder“, sondern ein „sowohl als auch“. Das heißt u. a., vielfältige Anreize zur Entwicklung individueller Profile zu setzen, zugleich ein möglichst breites Spektrum von Möglichkeiten offen zu halten und sinnvolle Übergänge zu ermöglichen. Natürlich ist dabei herausragenden Begabungen besondere Aufmerksamkeit zu widmen – so wie dies in den Künsten und im Sport als ganz unanstößig gilt. Es geht hier – wie in jenen Bereichen – um Individuen, die sich zur Exzellenz verpflichten lassen und fähig und bereit sind, höchsten Ansprüchen zu genügen – und zwar in einem umfassenden Sinn. Es geht um Menschen, die nicht nur gemeinverträglich, sondern dem Gemeinwesen im besten Sinne dienlich sind.

Nun sollte man nicht vom Zustand eines anti-elitären Fundamentalismus in einen solchen völliger Bedenkenlosigkeit fallen. Ich will hier nur drei Argumente erwähnen, die u. a. in der erwähnten Loccumer Tagung die Gemüter erhitzt haben:

- Vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus verbietet es sich in Deutschland, Eliten zu etablieren.
- Jede Exzellenz-Ausrichtung von Bildungsinstitutionen oder auch Teilbereichen – und seien es Studiengänge – führt zur Etablierung einer sich nach außen abschottenden Kaste, einer Pseudo-Elite, die, statt besonderen Ansprüchen gerecht zu werden, solche für sich erhebt.
- Wenn heute – differenzierter als früher – Funktionseliten gefordert werden, mag deren Kontrolle, da sie auf einen Sektor unseres Gesellschaftssystems beschränkt bleiben, leichter sein. Gleichwohl sind sie potentiell gefährlich, da sie nicht in der Lage sind, Verantwortung im umfassenden Sinne wahrzunehmen. Ihnen fehlen Blick und Verständnis für das Ganze.

In Loccum ist man letztlich über die kontroverse Diskussion solcher Vorbehalte nicht weit hinausgekommen. Ich möchte hier aus zwei Gründen von einer eingehenden Erörterung dieser Argumente Abstand nehmen. Der Vortrag von Herrn Nida-Rümelin hat hierzu klare

Perspektiven vermittelt. Ich meine, dass eine überlegte und verantwortungsvolle Praxis der Exzellenzförderung hervorragend geeignet ist, Besorgnisse zu zerstreuen. So arbeitet die Studienstiftung unter der sehr ernst genommenen Begriffstrias „Leistung – Initiative – Verantwortung.“ Gleichwohl halte ich eine gesunde Skepsis für ein Zeichen mentaler Hygiene. Vielleicht sollte man sich ab und zu mit der Lektüre eines einschlägig ausgerichteten Gedichtes von Hans Magnus Enzensberger – übrigens eines ehemaligen Stipendiaten der Studienstiftung – sensibilisieren. Es findet sich in dem schönen Band *Kiosk* aus dem Jahr 1995 und ist überschrieben: *Eine Beobachtung beim Austausch von Funktionseleiten*. Hier nur einige ausgewählte Zeilen:

*Dieses schürfende Geräusch,
ein Scharren, Tag und Nacht,
von Zehen, Fingern, Krallen –
das kommt vom Kratzen,
vom Klettern, vom Krabbeln derer,
die da mit angehaltenem Atem
hochwollen, hoch,
immer höher, voll Angst,
Angst, daß der sandige Hang
nachgibt unter den Nägeln,
so, daß sie abwärts, dahin,
wo sie herkamen, rutschen, ...*

4 Zukunftsträchtige Modelle

Wie kann man im Bereich der Universitäten zu einem ausbalancierten Verhältnis von Exzellenzförderung und Einsatz für alle vordringen? Ich gehe von der These aus, dass eine jede Hochschulbildung auf Exzellenz ausgerichtet sein muss.

Alle Universitäten – und das heißt: alle Wissenschaftler in Universitäten – sind in den Wettbewerb in der internationalen Scientific Community einbezogen. Damit sind sie gefordert, an vorderster Front am Erkenntnisgewinn mitzuwirken. Das ist ein unabweisbarer Exzellenzanspruch. In diesem Sinne muss jede Universität danach streben, Spitzenuniversität zu sein. Diesen Exzellenzanspruch kann eine Universität – aus Not oder aus Unfähigkeit – ganz oder teilweise aufgeben. In dem Maße, in dem das geschieht, geht allerdings ihr Charakter als Universität verloren: Exzellenz ist für eine Universität eine Existenzfrage!

Der Exzellenzanspruch gilt – siehe Humboldt – gleichermaßen für die Lehre. Es wäre allerdings ein groteskes Missverständnis, mit diesem Dictum menschenverachtende Selektionsverfahren rechtfertigen zu wollen. Ganz im Gegenteil: der Anspruch verpflichtet dazu, den letztlich auf Wahrheit ausgerichteten Erkenntnisimpuls wenigstens in nuce so breit wie möglich zu vermitteln. Der in Oxford lehrende Literatur- und Kulturwissenschaftler George Steiner, der auch in höchst einprägsamer Weise die schwierige Stellung der Universitäten „in den ideologischen und finanziellen Machtstrukturen der umgebenden Gemeinschaft“ charakterisiert hat, hat für den Exzellenzanspruch in der Lehre einprägsame Worte gefunden: „Wenn ein junger Mann oder eine junge Frau dem Virus des Absoluten ausgesetzt worden sind, wenn er oder sie das Fieber in denen, die nach interesseloser Wahrheit jagen, gesehen, gehört, „gerochen“ haben, dann wird etwas vom Nachglanz fortwirken. Für den verbleibenden Teil ihrer vielleicht ganz normalen, wenn auch durchschnittlichen Karrieren und ihres Privatlebens werden solche Männer und Frauen mit einer gewissen Sicherung gegen Leere ausgerüstet sein.“ Hier ist die Rede von Anstrengungen, die sich an alle richten.

Natürlich bleibt die bedrängende Frage, wie mit denen zu verfahren ist, die zurückbleiben. Mich haben während meiner Zeit als Rektor der Universität Regensburg die gar nicht seltenen Klagen von Kollegen zutiefst verunsichert, etwa ein Drittel der Studienanfänger sei „nicht studierfähig“. Und das vor dem Hintergrund des Bayerischen Abiturs – dessen Aussagekraft, was die besonders Guten betrifft, außer Frage steht! Solch radikale Bekundungen wird man nur zum Teil als fehlgeleiteten Exzellenzanspruch und professorale Hybris zurückweisen können. Dahinter verbergen sich neben anderem Orientierungsdefizite bei Studierenden, über die man nicht nur reden sollte. Man muss sich darum kümmern. Natürlich fällt der Blick auf das ungünstige Betreuungsverhältnis in Deutschland, die vergleichsweise geringe Zahl der Lehrenden. Es ist wohl nicht gewagt festzustellen, dass die Atmosphäre in überfüllten und von Anonymität geprägten Anfänger-Veranstaltungen mit Exzellenz gar nichts und mithin auch mit Universität nur wenig zu tun hat. Es bedarf gezielter Bemühungen, solche akademischen Elendsviertel zu sanieren. Dabei muss die Auswahl der Studierenden bedacht werden wie auch die Einführung von Studiengebühren – freilich solcher, die eine Leistungssteigerung in der Universität bewirken und nicht solcher, die irgendwo im Staatshaushalt versickern.

Zugleich aber müssen den besonders Leistungsfähigen und Leistungsbereiten spezifische Entfaltungsmöglichkeiten angeboten werden. Ich denke, darüber besteht heute Konsens. Wirklich? Als ich kürzlich auf einer Veranstaltung der Österreichischen Forschungsgemeinschaft das Bayerische Elitenetzwerk erläutert habe, kam der Einwand: Warum

diese Leute fördern? Die beißen sich doch eh durch! Vermutlich werden sie das. Aber was geht bei diesem „Durchbeißen“ an Kraft, an kreativem Potenzial, an Wirkung verloren! Auch die 60 Leibniz-Preisträger, die während ihres Studiums von der Studienstiftung des deutschen Volkes gefördert worden sind – und das sind mehr als 25% aller dieser Preisträger – hätten sich wahrscheinlich „durchgebissen“. Aber vielleicht haben gerade die Herausforderungen der Förderung von Fall zu Fall zu Weichenstellungen geführt, die für die herausragenden Leistungen wesentlich waren, und vielleicht haben sie die späteren Preisträger auch dazu angehalten, ihre Rolle im Rahmen des Gemeinwesens zu reflektieren. Jedenfalls ist die Förderung auch daraufhin ausgerichtet.

Der im Jahr 2001 mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnete ehemalige Stipendiat Wolfgang Ketterle, heute am MIT tätig, hebt rückblickend hervor, die Kontakte auf Sommerakademien und die Ermunterung durch die Studienstiftung, sich wechselnde wissenschaftliche Umfelder zu erschließen, seien für ihn wesentlich gewesen. Ich denke, es besteht heute Konsens, dass exzellente junge Leute gefördert werden sollen. Es gibt eine weit zurückreichende Debatte, um wie viele es sich da handele. Experten sprechen davon, dass etwa 3% bis 5% unserer Studierenden in Frage kämen. Alle Förderwerke zusammen erreichen derzeit nur rund 1%. Da bleibt noch ein erheblicher Spielraum. Förderstrukturen sind vorhanden und erweiterbar!

Wie teuer kommt das den Steuerzahler, bzw. welche Mittel werden der „Breitenförderung“ entzogen? Nun, der Studienstiftung stehen für etwa 6.000 Stipendiaten jährlich rund 32 Millionen Euro an staatlichen Geldern zur Verfügung. Ist das zu viel? Natürlich kommen Drittmittel hinzu, nicht zuletzt Spenden von Ehemaligen. Aber von entscheidender Bedeutung ist bei ihr – wie bei anderen Förderwerken – ein hoch effizientes System einer „fröhlichen Selbstausschüttung“ von engagierten Menschen, vor allem Hochschullehrern, die sich bei Auswahl und Betreuung, in Sommerakademien und Seminaren ehrenamtlich einsetzen. Dieses Engagement unterscheidet sich im übrigen eklatant von dem Zerrbild einer eigensüchtigen Pseudoelite.

Die von den Begabtenförderungswerken Betreuten – ich erwähnte bereits, dass die Studienstiftung einmal als virtuelle Eliteuniversität bezeichnet worden ist – bleiben in der Tat innerhalb der Universitäten weitgehend unsichtbar. Das liegt auch daran, dass man bewusst nicht als elitärer Zirkel in Erscheinung treten will: mehr sein als scheinen, könnte die Devise sein. Aber ist solche Zurückhaltung unbedingt richtig? Wäre es nicht wünschenswert, dass von Exzellenzbereichen Impulse ausgehen und dass erkennbar wird, dass besondere Anstrengungen zu wesentlichen Einsichten führen, dass Leistung sich

lohnt? Wäre es nicht wichtig, um auf das Zitat von George Steiner zurückzukommen, den „Virus des Absoluten“ in üppiger Weise auszustreuen? Könnte nicht erkennbare Exzellenz in ihrer Nachbarschaft ein verstärktes Engagement herausfordern – und ein Streben nach Exzellenz auslösen? Auf diese Weise könnte auch ein Schritt in Richtung auf jene Harmonisierung getan werden, von der im Titel meines Vortrags die Rede ist.

Aus diesen Überlegungen leite ich übrigens auch ein Argument gegen die Gründung von Eliteuniversitäten in Deutschland ab – zugleich aber ein Votum für die Form der Exzellenzförderung, wie sie das Bayerische Elitenetzwerk derzeit aufbaut: Wir brauchen zweifellos Exzellenz – aber integriert und nicht exkorporiert! Erlauben Sie mir, an dieser Stelle einige bedenkenswerte Argumente gegen per Handstreich geschaffene Eliteuniversitäten anzuführen.

1. Eliteuniversitäten können sich sehr wohl in einem Bildungssystem entwickeln, aus ihm hervorgehen; sie lassen sich aber nicht per Gesetz oder per Geldspritze in kurzer Frist aus dem Hut zaubern. Im übrigen überfordern Eliteuniversitäten im Sinne derer der Ivy League die gegenwärtigen finanziellen Möglichkeiten von Bund, Ländern und interessierter Wirtschaft bei weitem. Der Bochumer Historiker Hans Mommsen hat die Überlegungen, Eliteuniversitäten neu zu schaffen, mit guten Gründen „als perfides Ablenkungsmanöver“ bezeichnet.
2. Es ist ein bewährter forschungspolitischer Grundsatz, Stärken zu stärken. Mithin sollte man in die doch in erheblichem Umfang vorhandenen Exzellenzbereiche bestehender Universitäten investieren und sie weiterentwickeln. Durch zusätzliche strukturell wirksame Maßnahmen könnte – in den bestehenden Universitäten – ein Exzellenzsprung erleichtert werden. Das Spektrum der Anregungen reicht von einer Flexibilisierung von Gehältern über internationale Berufungen bis hin zu Studiengebühren. Wolf Lepenies verweist auf die Notwendigkeit eines Eliten-Wechsels, eine forcierte Internationalität und eine Abkehr von der Forderung nach unmittelbarer Verwertbarkeit des in den Universitäten produzierten Wissens.
3. Eine Qualitätssteigerung ließe sich zusätzlich durch eine Vernetzung von Exzellenzbereichen mehrerer Wissenschaftsinstitutionen erreichen.
4. Schließlich wiederhole ich das eben entwickelte Argument zugunsten einer Integration von Exzellenzbereichen, um so Elite- und Massenbildung auf fruchtbare Weise, d. h. Exzellenz herausfordernd, zu verschränken.

Die Kommission, die das Konzept für das Bayerische Elitenetzwerk entwickelt hat, hat dieses zuletzt genannte Ziel sehr eingehend diskutiert und in ihren Empfehlungen hervorgehoben. Die im Elite-Netzwerk geplanten Studiengänge sollen nicht als abgeschottete Bereiche distanzierend wirken. Im Gegenteil: es wird gefordert und erwartet, dass sie auf die benachbarten "normalen" Studiengänge ausstrahlen und dabei durch geeignete Wechselwirkungen diesen auch konkrete Impulse übermitteln. Da die Elitestudiengänge im Wettbewerb bottom up und immer nur für einen begrenzten Zeitraum eingerichtet werden und es immer wieder zu neuen Ausschreibungen kommen soll, kann sich auch keine sich verfestigende „Zweiklassengesellschaft“ entwickeln. Trotz begrenzter Ressourcen soll möglichst vielen eine Chance eröffnet werden, und der Geist des exzellenzorientierten Wettbewerbs soll möglichst weit wehen. Im übrigen ist das Konzept völlig offen. Es intendiert keineswegs, an vorgegebenen Orten fachlich für opportunistisch gehaltene Funktionseliten zu etablieren.

Die Bayerische Staatsregierung hat mit der Übernahme und Verwirklichung dieses Konzepts aus meiner Sicht in doppelter Weise einen mutigen Schritt getan. Natürlich bleiben die gerade verordneten Kürzungen beklagenswert und sind unbestreitbar kontraproduktiv, mag auch ein gewisser – und auch nötiger – Effizienzgewinn mit ihnen verbunden sein. Das Elitenetzwerk ist aber zweifellos geeignet, zum einen hervorragende Leistungen herauszufordern und zum anderen alte Vorbehalte zu entkräften und zu überwinden. Die große Zahl der Bewerbungen um einen Elitestudiengang bzw. ein Internationales Doktorandenkolleg lässt ein hohes Maß an Akzeptanz in den Bayerischen Universitäten erkennen.

Ich habe mich bemüht, mich nicht in allgemeinen Thesen zu ergehen und damit frühere, häufig unfruchtbar gebliebene Diskussionen zu verlängern. Wir müssen versuchen, über konkrete Maßnahmen und deren fortlaufende kritische Evaluation neue Standards zu erreichen. Das Ziel muss sein, Exzellenzförderung und Breitenbildung auf einander bezogen weiterzuentwickeln und sie so zu harmonisieren. Wie eingangs schon angedeutet, vertraue ich der Vitalität unseres demokratischen Systems. Sollte es irgendwo zu ungunstigen Entwicklungen kommen, werden diese auf Grund präziser Analysen rechtzeitig korrigiert werden.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Helmut Altner
Gumpelzhaimerstr. 27
93049 Regensburg

Die Bayerische Elite-Akademie Ziele und Aufgaben

Franz Durst

Ich möchte Ihnen in diesem Referat die Bayerische Elite-Akademie vorstellen, ihre Ziele und Aufgaben benennen und auf die eine oder andere Besonderheit dieser Einrichtung eingehen.

1 Allgemeine Bemerkungen zur Bayerischen Elite-Akademie

Die Bayerische Elite-Akademie ist eine Einrichtung zur Förderung herausragender Studierender an den Universitäten in Bayern. Die Förderung erfolgt durch eine studienbegleitende Zusatzausbildung. Es sollen vor allem die Fähigkeiten gefördert werden, die im Rahmen der normalen universitären Ausbildung häufig zu kurz kommen. In die Elite-Akademie werden vor allem Bewerber aufgenommen, die in ihren künftigen Berufen in der Wirtschaft herausragende Aufgaben und Führungspositionen übernehmen werden. Darauf will sie die Bayerische Elite-Akademie in besonderem Maße vorbereiten.

Die Bayerische Elite-Akademie wurde von der bayerischen Wirtschaft gegründet und wird von dieser finanziell getragen. Sie genießt eine intensive Wertschätzung der bayerischen Politik; diese ist aber nicht materieller Art. In enger Zusammenarbeit mit den Universitäten bemüht sich die Bayerische Elite-Akademie, ausgewählten Studenten eine über das Universitätsstudium hinausreichende hochqualifizierte Zusatzausbildung, vor allem die Vermittlung so genannter Soft Skills, angedeihen zu lassen.

Mit der Gründung der Bayerischen Elite-Akademie vor fünf Jahren sollten die Notwendigkeit von Eliten für Gesellschaft und Wirtschaft neu deutlich gemacht und die Aufmerksamkeit der Bevölkerung für die Leistungen von Eliten auf allen Ebenen der Gesellschaft geschärft werden. Dies schien besonders wichtig, weil der Begriff Elite in der Bildungspolitik, der öffentlichen Diskussion und auch in der Ausbildung der Studierenden lange Zeit keine Berücksichtigung fand.

Die Ausbildung junger Menschen an der Bayerischen Elite-Akademie soll über das hinaus gehen, was die Universitäten fachlich leisten können. Die im Studium grundgelegten sozialen

und berufsbezogenen Kontakte sollen weitergeführt und intensiviert werden. Dies betrifft u. a. Verbindungen zu Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, Kultur, die es den Studierenden erleichtern, in ihren späteren Berufen eine umfassende Verantwortung zu übernehmen.

2 Unsere Gesellschaft braucht Eliten

Lassen Sie mich einige Bemerkungen zum Thema Eliten in unserer Gesellschaft und zur Notwendigkeit der besonderen Förderung hochbegabter Studenten machen.

In allen Bereichen unserer Gesellschaft gibt es Menschen, die mehr von sich fordern als andere und die sich selbst – ohne das Zutun anderer – mit Pflichten und Aufgaben beladen. Sie sind bereit, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere besondere Leistungen zu erbringen, Verantwortung zu übernehmen und diese, auch bei Auftreten von Schwierigkeiten, bereitwillig zu tragen. Solche Eigenschaften kennzeichnen elitäre Menschen. Daneben kennen wir die Menschen, die nichts derartig Besonderes von sich fordern und im Allgemeinen nur aufgrund von Forderungen bzw. Anweisungen anderer aktiv werden. Sie geben sich mit dem zufrieden, was sie sind, und zeigen keinen Drang, über sich hinaus zu wachsen. Die Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft ist aber unbestreitbar von den so genannten elitären Menschen abhängig, die Höheres erreichen wollen und sich nicht mit dem Bestehenden zufrieden geben.

Wir brauchen Eliten, um die politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und sonstigen Leistungen zu erbringen, die unsere Gesellschaft nicht nur auf dem heutigen Stand halten, sondern sie auch voran bringen, besonders angesichts der globalen, vor allem wirtschaftlichen Herausforderungen. In Teilbereichen unserer Gesellschaft wird die Elitebildung ohne Frage akzeptiert, z. B. im Sport. Funktionäre und Kader, in verschiedensten Sportdisziplinen, haben die Aufgabe, die besten Talente ausfindig zu machen und sie mittels spezieller Programme so auszubilden, dass sie zu den nationalen und internationalen Sporteliten gehören. Dass eine vergleichbare Auswahl und Förderung in vielen anderen Bereichen des Lebens notwendig ist, gewinnt in unserer Gesellschaft nur langsam wieder an Akzeptanz.

Für den Bildungsbereich ist in Deutschland gegenwärtig – anders als noch in der jüngeren Vergangenheit – eine weniger ideologiebelastete Diskussion über die Auswahl und Förderung von Eliten in Deutschland möglich. Die politische Diskussion zu diesem Thema ist eingeleitet, und es ist zu begrüßen, dass auch die Bundesregierung Anfang des Jahres 2004 dieses Thema aufgegriffen hat.

3 Eliten in den Universitäten

Die Universitäten sind neben der Forschung vorrangig für die fachlich-wissenschaftliche Ausbildung der Studierenden und des wissenschaftlichen Nachwuchses verantwortlich. Physiker, Chemiker, Mediziner, Ingenieure, etc. erwerben im Rahmen ihrer universitären Ausbildung die Grundkenntnisse ihres Faches. Zusätzlich werden ihnen neueste, im Rahmen von Forschungsarbeiten entwickelte Methoden und Techniken vermittelt, die sie für ihre spätere berufliche Tätigkeit benötigen. Damit werden die Erkenntnisse der universitären Forschung über die Hochschulabgänger in die Wirtschaft transferiert. In diesem Sinne nehmen die Universitäten ihren gesellschaftlichen Auftrag wahr und leisten Herausragendes. Sie tragen somit nicht nur über die Forschung, sondern auch über die universitäre Lehre wesentlich zur Heranbildung so genannter Forschungseliten bei und schafft die Basis für die Leistungseliten unserer Wirtschaft.

4 Allgemeine Aufgaben der Bayerischen Elite-Akademie

Die Universitäten sind fächerspezifisch strukturiert, und häufig gelingt es ihnen nur sehr schwer, den Studierenden eine wirklich interdisziplinäre Ausbildung anzubieten. Darüber hinaus ist es schwierig, in einem reinen Fachstudium das Wissen und die Kompetenzen bereit zu stellen, über die spätere Führungskräfte in der Wirtschaft verfügen müssen. Viel versprechende Studierende, die für solche verantwortungsvollen Aufgaben geeignet sind, sollten daher über die universitäre Ausbildung hinaus gefördert werden.

Hier setzt die Bayerische Elite-Akademie an. Sie will neue Wege gehen, um den Nachwuchs für die Führungsebenen der Wirtschaft zu finden, zu fördern und ihn gemäß den spezifischen Anforderungen auszubilden. Darüber hinaus, bemüht sich die Bayerische Elite-Akademie seit ihrer Gründung darum, dem Elitebegriff neues Ansehen in der Gesellschaft zu verschaffen. Sie war eine der ersten Institutionen, die den Mut hatte, für die Einrichtung besonderer Studiengänge für Elitestudenten zu werben und diese Studiengänge auch zu realisieren.

Die Stärke der Universitäten ist es nach wie vor, Forschungseliten heranzubilden. Dies geschieht über die exzellente wissenschaftliche Qualifizierung junger Menschen. Die konkrete berufsbezogene Vorbereitung besonders begabter Studierender auf Führungsaufgaben in der Wirtschaft gehört nicht zu den Kernaufgaben der Universitäten. Dies geschieht aber auch nicht gleichsam von selbst. Hier liegen die Berechtigung und die Aufgaben der Bayerischen Elite-Akademie. Sie stellt sich dieser Herausforderung mit

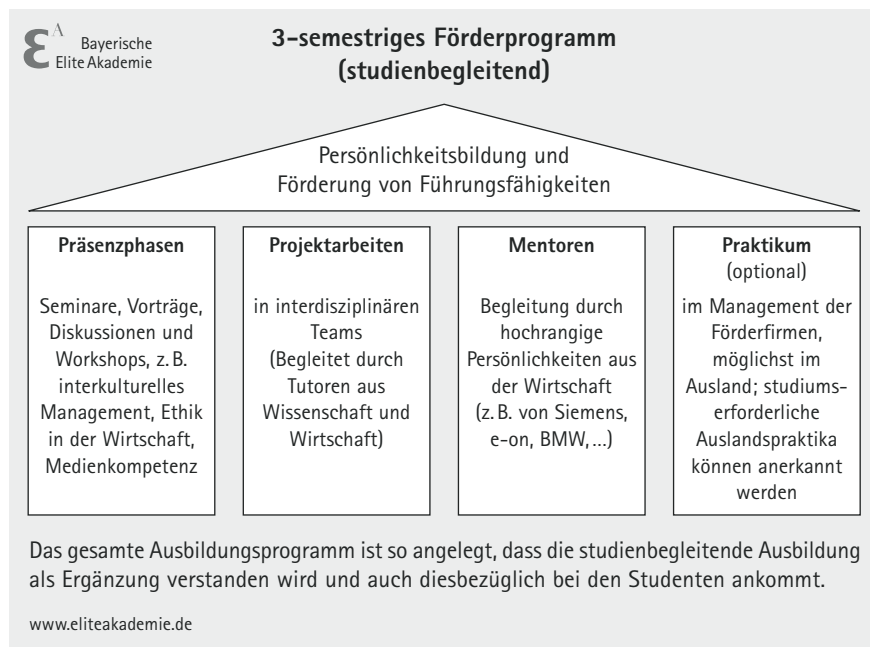
besonderen Ausbildungsprogrammen, die über die wissenschaftlich orientierten Lerninhalte im Studium hinausgehen und so zur Weiterbildung ihrer Studenten beitragen.

5 Besondere Aufgaben der Bayerischen Elite-Akademie

Die Bayerische Elite-Akademie hat es übernommen, Studenten mit besonderen Führungsfähigkeiten zu finden, um diese Fähigkeiten zu fördern. Ziele der Ausbildung sind die Persönlichkeitsbildung und die Förderung von Führungsfähigkeiten für Studierende aus verschiedensten Fachrichtungen. Im Einzelnen bedeutet das u. a.:

- Ergebnisorientiertes Planen und Handeln im Team;
- Steigerung der interkulturellen Handlungskompetenz;
- Integration und Motivierung von Mitarbeitern;
- Mut zu Entscheidungen und zur Übernahme von Verantwortung;
- Systemverständnis und Querschnittsdenken;
- Erkennen innovativer Ideen;
- Verbesserung von Medienkompetenzen und Präsentationstechniken.

Abbildung 1: Förderprogramm der Bayerischen Elite-Akademie



Diese Lernziele und die Vermittlung der entsprechenden Soft Skills werden in einem dreisemestrigen studienbegleitenden Ausbildungsprogramm angegangen und über gemeinsames Lernen und Arbeiten in Präsenzphasen, Projektarbeiten und Praktika unter der Begleitung von Mentoren realisiert.

Voraussetzungen für eine Bewerbung um die Aufnahme in die Eliteakademie sind

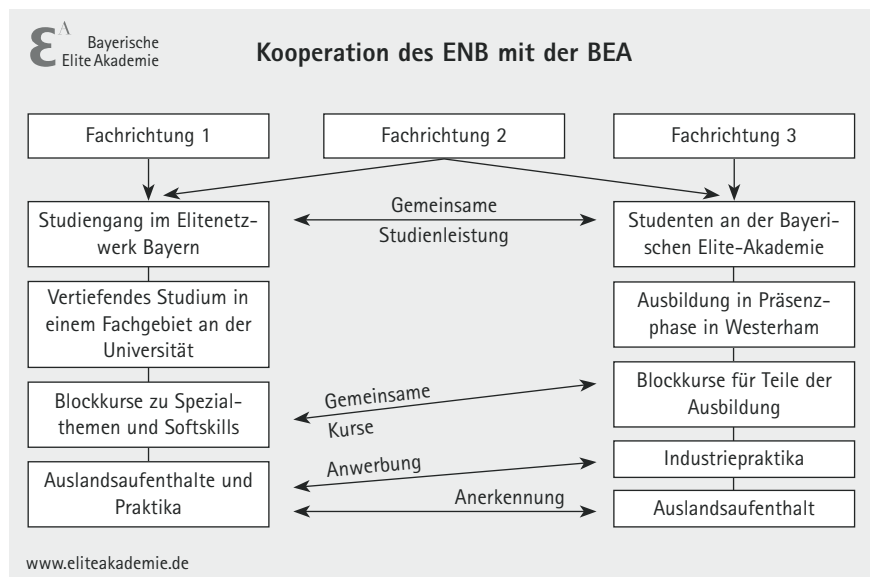
- die Immatrikulation an einer bayerischen Universität und
- das bestandene Vordiplom bzw. die Zwischenprüfung.

Die Bayerische Elite-Akademie steht Studierenden aller Fachrichtungen offen. Vorausgesetzt wird allerdings ein ausgeprägtes wirtschaftliches Interesse. Besondere Aufmerksamkeit gilt Studierenden der natur- und ingenieurwissenschaftlichen sowie der betriebs- und wirtschaftswissenschaftlichen Studiengänge. Neben den fachlichen Studienleistungen wird insbesondere auch Wert gelegt auf

- besonderes gesellschaftliches und ehrenamtliches Engagement
- fachübergreifende Interessen, Praktika, Stipendien, Auszeichnungen
- interkulturelles Interesse und Kompetenz
- sowie den inneren Antrieb, Führungsverantwortung in der Wirtschaft zu übernehmen.

Die Bayerische Elite-Akademie wird eng mit einzelnen Programmen des Elitenetzwerks Bayern kooperieren. Dies kann über gemeinsame oder vernetzte Studienanteile in der Universität geschehen, im Rahmen von Blockveranstaltungen neben dem Studium sowie in abgestimmten sonstigen Kursen, Praktika und Auslandsaufenthalten

Abbildung 2: Die Kooperation der Bayerischen Elite-Akademie mit dem Elitenetzwerk Bayern.



Die bisherige Arbeit der Bayerischen Elite-Akademie und die Erfahrungen der Studierenden mittlerweile im 6. Jahrgang belegen, dass die Förderung besonders befähigter und aufgeschlossener junger Menschen sowohl im Universitätsstudium als auch darüber hinaus eine unverzichtbare gesellschaftliche Aufgabe ist. Es ist diese Zusatzausbildung, die hochbegabte Studenten zu den besonderen Leistungen anregt, die unsere Gesellschaft zukünftig voranbringen werden.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Dr. h.c. Franz Durst
 Akademischer Leiter der Bayerischen Elite-Akademie
 Bayerische Elite-Akademie GmbH
 Prinzregentenstraße 7
 D-80538 München

Eliteausbildung in Frankreich Die Paradoxe der «exception française»

Alain Froehlich

Für die Gelegenheit, Ihnen heute über das umstrittene Thema der Eliteausbildung aus der Sicht eines Franzosen Informationen und Meinungen zu vermitteln, danke ich Ihnen herzlich. Als ich über das Bayerisch-Französische Hochschulzentrum gebeten wurde, diesen Vortrag zu halten, habe ich nicht lange gezögert, einem so fachkundigen Publikum wie Ihnen notwendige Erläuterungen über das französische Bildungssystem vorzulegen, auch wenn Sie es möglicherweise gut kennen.

Es gibt, wie jeder Deutsche es schmunzelnd auszudrücken vermag, eine „Exception française“ sowohl im Bildungssystem wie auch in vielen anderen Dingen. Wie paradox es auch klingen mag für ein Land, dessen Devise „Liberté – Egalité – Fraternité“ lautet, sich trotz des Prinzips der Gleichheit zum Begriff der „Elite“ zu bekennen: es gibt in Frankreich eine Ausbildung zur Elite, deren Grundlagen einige Jahrhunderte zurück liegen.

1 Kurzer Rückblick in die Vergangenheit

Zum besseren Verständnis der Gegenwart unternehmen wir einen kurzen Rückblick in die Vergangenheit, bis zur Französischen Revolution 1789 (vor 215 Jahren). Die raschen Veränderungen in der Französischen Gesellschaft, die Flucht einer Elite ins Ausland, der das Schafott drohte, hätten dem Land wirtschaftlich und gesellschaftlich zum Verhängnis werden können – wie bereits ein Jahrhundert zuvor anlässlich der Aufhebung des „Edikts von Nantes“ – wären nicht Besorgnisse um die Umsetzung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Technik aufgetaucht. So wurden 1793/94 die Grundsteine gelegt, die zur heutigen Eliteausbildung führen sollten: die *Ecole Nationale Supérieure des Mines*, die *Ecole Polytechnique* und viele andere. Die von der Revolution beschlagnahmten Gebäude und Güter dienten häufig dazu, diese Einrichtungen unterzubringen. Die Ausbildung wurde zur Aufgabe des Staates.

Die Universität in Paris, die *Sorbonne*, wurde für Jahrzehnte stillgelegt. Für den Nachwuchs an Lehrern hatte sich die Revolution ein staatsgetreues System ausgedacht, das unter der Bezeichnung „*Ecole Normale Supérieure*“ 1794 ins Leben gerufen wurde und für die pädagogische Vermittlung des Wissens verantwortlich war.

2 Des Staates treue Diener

Dieses neue Bildungssystem wurde von Napoleon I. noch verstärkt und weiter ausgebaut. Es galt nicht allein, dem Staat den nötigen wissenschaftlichen Rückhalt zu geben, sondern ihm auch treue Diener zu gewinnen. Die Kräfte wurden dort eingesetzt, wo sie am nützlichsten waren, zum Beispiel für die Kriegsführung. So wurde die *Ecole Polytechnique* dem Kriegsministerium zugeteilt. Nach diesem Prinzip gründete jedes Ministerium nach Bedarf seine eigene Hochschule: für den Bergbau die *Ecole des Mines*; für den Straßen- und Brückenbau die schon länger bestehende *Ecole de Travaux Publics*; für die Industrie die *Ecole Centrale des Arts et Manufactures*, die, obwohl in privater Initiative gegründet, dem Industrieministerium überlassen wurde.

Die Kontrolle über das Hochschulwesen wurde vom Staat ausgeübt. Er trug nicht nur die Kosten einiger Hochschulen, sondern kam auch für den Unterhalt der Studenten auf, die sich allerdings darum verdient machen mussten, in den Genuss dieses Vorteils zu kommen. Aus der Provinz stammende beste Schüler konnten so auf die Förderung des Staates zählen. Als Gegenleistung verpflichtete sich der Stipendiat, für etliche Jahre im Dienste des Staates zu bleiben.

Die Universität nach dem Humboldtschen Vorbild erlangte in Frankreich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts allmählich ihre Geltung zurück, jedoch ohne die sonst üblichen Fördermöglichkeiten für ihre Studenten.

3 Das System der Grandes Ecoles

Unter der Bezeichnung „*Grandes Ecoles*“ bleibt das beschriebene Bildungssystem bis heute erhalten und bildet die Elite Frankreichs aus. Nun ist aber der Kampf um diese „bezahlten Studienplätze“ – etwa an der *Ecole Polytechnique* oder der *Ecole Nationale Supérieure des Travaux Publics de l'Etat* etc. – so hart, dass bereits die Plätze in den Vorbereitungs-klassen der Gymnasien ebenso erkämpft werden müssen. Anders als für den Zugang zur Universität ist für die *Grandes Ecoles* das *Baccalauréat (Abitur)* nicht maßgebend und ausreichend; es müssen zusätzlich zwei Jahre an einer so genannten *Classe Préparatoire aux Grandes Ecoles (C.P.G.E.)* absolviert werden, welche die Schüler, je nach ausgewählter Fachrichtung, auf den „*Concours*“ (Aufnahmewettbewerb) vorbereiten. Fällt man bei diesem *Concours* durch, droht das Nachholen eines Jahres, ohne jedoch die Gewissheit zu haben, im folgenden Jahr erfolgreicher zu sein. Die Alternative ist ein Studium an einer Universität. Diese unerbittliche Auslese der Kandidaten auf mehreren Stufen der

Ausbildung führt zu einer Konkurrenz, die ein Universitätsstudium unweigerlich als zweitrangig erscheinen lässt.

4 Die neuen „Grandes Ecoles“

Als im Prozess des Wiederaufbaus Frankreichs nach dem letzten Krieg ein Mangel vor allem an technischen Fachkräften erkennbar wurde, versuchte der Staat, diesen Mangel durch neue Ausbildungsangebote auszugleichen, die nach dem Vorbild der deutschen Technischen Hochschulen organisiert wurden. Sie sollten sofort nach dem *Baccalauréat* zugänglich sein, allerdings wiederum nach einer strengen Auswahl der Bewerber. Wegen fehlender Studienplätze war dieses Ziel allerdings ebenso schwierig zu erreichen wie die C.P.G.E. (*classe préparatoires*).

Es wurden neue „Grandes écoles“ gegründet, zu denen auch meine Hochschule, das „*Institut National de Sciences Appliquées de Lyon*“ (*I.N.S.A.*) gehört. Anders als die Universitäten haben wir – gemeinsam mit den anderen *I.N.S.A.* von *Rennes, Rouen, Strasbourg und Toulouse* – eine Bewerber-/Aufnahmerelation von 7:1. Ich möchte darauf hinweisen, dass unsere neuen *Grandes Ecoles* nicht mit den *Universities of Applied Sciences* (Fachhochschulen) im deutschsprachigen Raum verwechselt werden dürfen. Unsere Ausbildung dauert fünf Jahre (10 Semester) und beinhaltet den theoretischen wissenschaftlichen Stoff, der in den übrigen C.P.G.E. und dem anschließenden Studium an den „*Grandes Ecoles*“ gelehrt wird.

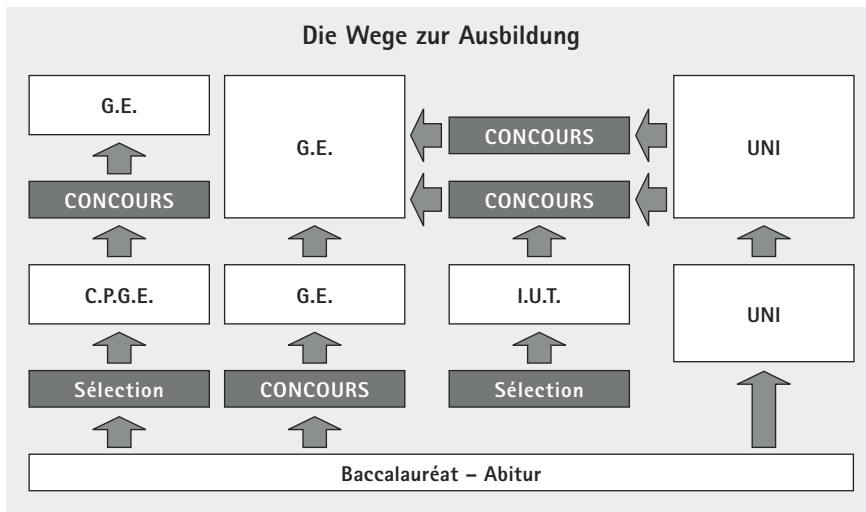
In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche private Hochschulen nach diesem System gegründet, etwa von den *Chambres de Commerce et d'Industrie*, (Handelskammern) wie die *Ecole supérieure de commerce de Paris* oder von kirchlichen Organisationen wie die *Instituts bzw. Ecoles Catholiques des Arts et Métiers*.

Alle diese Hochschulen können ihre Studenten auswählen; die privaten fordern zum Teil sehr hohe Studiengebühren; dennoch mangelt es nicht an Kandidaten, zumindest nicht an den berühmtesten Hochschulen. Der Einfluss des Staates zeigt sich in allen Fällen darin, dass seine Zustimmung bzw. Anerkennung erreicht werden muss, um ein Abschluss-Diplom verleihen zu können.

5 Die Studienstruktur

Die folgende Abbildung zeigt schematisch die unterschiedlichen Studienmöglichkeiten in Frankreich. Über die Universitäten und Grandes Ecoles hinaus sind noch die *Instituts Universitaires de Technologie (IUT)* dargestellt, an denen der Student ein kurzes, jedoch sehr intensives Studium absolviert. Diese kleinen Einheiten gehören zu den Universitäten und werden von der Mehrzahl der jungen Leute der klassischen Universitätsausbildung vorgezogen. Diejenigen, die es im Anschluss an das Gymnasium nicht geschafft haben, in das „Elitesystem“ aufgenommen zu werden, können darauf hoffen, gleichsam als Seiteneinsteiger nach einem Studium an einem I.U.T oder von der Universität aus doch noch einen „Concours“ für eine Grande Ecole zu bestehen. Die besten von ihnen haben die Chance, dort aufgenommen zu werden.

Abbildung 1: Studienmöglichkeiten in Frankreich



6 Qualitätsprüfung

Die Qualitätsprüfung, der sich jede Hochschule unterziehen muss, wird vom „*Comité national d'évaluation*“ durchgeführt. Zusätzlich werden alle sechs Jahre die Inhalte der Ingenieurausbildungen von der „*Commission du Titre de l'Ingénieur*“ sehr genau geprüft. Dabei werden Ablauf des Studiums, Lehrpläne, Ausstattungen usw. bewertet, kritische Bemerkungen gemacht, Empfehlungen abgegeben oder gar Urteile gefällt, welche die

Zukunft der Hochschule bestimmen können. Es kommt nicht selten vor, dass eine Ausbildung zunächst nur für drei Jahre genehmigt wird, manchmal auch lediglich für ein Jahr, wenn sie nicht – bei mangelnder Qualität – überhaupt im Ausbildungsangebot gestrichen wird.

Das öffentlichkeitswirksamste Urteil über die Hochschulen und ihre Studienangebote wird jedoch von der Presse abgegeben, die jährlich ein Ranking publiziert, das auf der Basis eines Cocktails von Kriterien beruht, der von einer Zeitschrift zur anderen unterschiedlich gemischt ist. Die Wichtigsten darunter sind: Gehalt, Anpassungsfähigkeit, Bewerbungsdauer nach Studienabschluss; aber auch Industriebezogenheit, Internationalität, Pluridisziplinarität der Ausbildung.

7 Herausforderungen an die Studiengestaltung

Die meisten „*Grandes écoles*“ haben sich intensiv mit der Internationalisierung ihrer Studiengänge befasst. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt wurden solche Studiengänge entwickelt, in denen ein bedeutender Teil der Studierenden (50% bis 65%) aus dem Ausland kommt. Die Angebote sind besonders auf die unterschiedliche Herkunft der Studenten abgestimmt, führen aber alle zum gleichen Diplom.

Während ihres Studiums wird allen Studenten die Möglichkeit geboten, ein oder zwei Semester im Ausland zu studieren, ein Praktikum zu absolvieren, oder dort eine Diplomarbeit zu schreiben. Am *INSA Lyon* haben mittlerweile 68% der Absolventen während ihres Studiums solche Auslandserfahrungen. Prüfungen, die im Ausland abgelegt werden, werden anerkannt, verständlicherweise nur insofern, wie sie je nach Vereinbarung auch in das individuell zugeschnittene Studienprogramm passen. Die Hochschulen versuchen insgesamt Bedingungen für die Studierenden zu schaffen, die ihnen die eigene Entwicklung ermöglichen und Schwerpunkte zu setzen entweder auf die Forschung oder den Praxisbezug für Tätigkeiten in der Industrie. Darüber hinaus werden die Grundlagen für eine ständige Fortbildung gelegt.

Der Einstieg in die Forschung im Rahmen einer Promotion wird den Studierenden meistens an den „*Grandes Ecoles*“ selbst geboten, deren Laboreinrichtungen je nach Qualität in so genannten „*UMR*“ (*Unités mixtes de recherche*), die mit dem *CNRS* (*Centre national de la recherche scientifique, 1939 gegründet*), den Universitäten oder anderen Forschungsinstitutionen gemeinsam betrieben werden. In der Forschung wie in der Ausbildung wurden nach dem letzten Weltkrieg Institutionen je nach Bedarf gegründet, so der *CEA*

(*Commissariat à l'énergie atomique*), der *CNET (Centre national d'études des télécommunications)*, *INSERM (Institut national de la santé et de la recherche médicale)*, *CNES (Centre nationale d'études spatiales)*, *INRA (Institut national de la recherche agronomique)*...

Zahlreiche Absolventen entscheiden sich für ein zusätzliches Studium im Rahmen eines „*Mastère spécialisé*“, die zur Ergänzung der Kompetenzen absolviert wird, z. B. Betriebswirtschaftslehre, Informatik. Selbst diese Studiengänge werden von den „*Grandes Ecoles*“ angeboten.

Die „*Grandes écoles*“ tun sich schwer, dem im Rahmen des Bologna-Prozesses einzurichtenden Bachelor-Master-System zuzustimmen. Die Aufteilung des Studiums, die systematische Auslese der Studenten sind mit diesem System nicht in Einklang zu bringen. Ein berufsqualifizierender Abschluss nach dem dritten Studienjahr erscheint als unrealistisch. Die Frage des Masters ist vom zuständigen Ministerium dahingehend geregelt worden, dass mit dem Titel „*Ingénieur diplômé de...*“ die Ergänzung „*Master's degree*“ eingetragen werden darf – was den Absolventen aber nicht immer recht ist, da ein Master von den Arbeitgebern als minderwertiger eingeschätzt wird als ein Diplom.

8 Grundprinzipien

Die intensive fünf Jahre dauernde Ausbildung erfordert während der beiden ersten Jahre zusätzlich zu einer außergewöhnlichen Aufnahmefähigkeit des Studenten ihren vollen, vom Ziel des „*Concours*“ geleiteten Einsatz. Der Rhythmus des Studiums in den C.P.G.E. wird von den Elementen „*Pauken und Prüfen*“ dermaßen geprägt, dass in dieser ersten Phase von wissenschaftlicher Arbeit keine Rede sein kann. Lernen und Wissen werden gefordert. Nach erfolgreich bestandem *Concours* ändern sich die Studienmodalitäten erst ab dem 5. Studiensemester. Sie entsprechen dann den üblichen Anforderungen und Methoden an den Hochschulen. Die Lehrveranstaltungen heißen *Cours*, *Travaux dirigés*, *Travaux pratiques*; immer häufiger wird die Projektarbeit in kleineren Gruppen.

9 Die Studieninhalte

Die Frage, ob Wissenschaft durch „*Pauken*“ vermittelt werden kann, können jene beantworten, die durch das beschriebene Studiensystem zur Forschung gelangt sind. Die arbeitsintensive und rein rezeptive Konzeption der beiden ersten Studienjahre wird damit gerechtfertigt, dass die Kenntnisse dank des dadurch entwickelten Gedächtnisses der

Studenten jederzeit verfügbar seien, und dass auf eine sehr breite Basis an Kenntnissen vor allem in Mathematik und Physik aufgebaut werden könne. Durch die Vielfalt der Anwendungsmöglichkeiten dieses Grundstoffes seien die Grundlagen geschaffen für die Anwendung in den Natur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften. Es solle gleichzeitig auch dazu dienen, ein rasches Entscheidungsvermögen zu entwickeln. Die Konzeption ist offen für die Ausbildung sowohl zum Generalisten als auch zum Spezialisten, je nach Entscheidung, die letztendlich auch ziemlich spät in der Laufbahn und trotzdem nicht weniger erfolgreich eintreten kann.

Im Lehrprogramm der Ingenieurausbildung gibt es auch geisteswissenschaftliche Anteile wie Fremdsprachen, Epistemologie ...und auch Sport, die Pflichtfächer im Stundenplan sind. Dadurch sollen die allgemeine Bildung, die Menschenkenntnis, das Durchsetzungsvermögen und andere Qualitäten gestärkt werden.

10 Das Netzwerk der Ehemaligen

Das Wort „Ecole“, womit diese Hochschulen bezeichnet werden, ist nicht allein auf die „schulische“ Weise der Organisation oder die sehr bescheidene Größe der Institutionen zurückzuführen, sondern auch auf die Mentalität die daraus entsteht und das Gefühl der Zugehörigkeit, das dabei entwickelt wird. Das Netzwerk der „Anciens élèves“ ist von ganz besonderer Bedeutung beim Einstieg der Absolventen ins Berufsleben.

11 Bereiche ohne Grandes Ecoles

Grandes Ecole gibt es für die Ingenieurausbildung (*Polytechnique, Mines, Ponts, Centrale, INSA, Sup'télécom*, wie man sie nennt), die Wirtschaftswissenschaften (*HEC, Sup de Co, usw.*), aber auch die Geisteswissenschaften (*ENS, Ecole des Chartes*). Für die Bereiche Rechtswissenschaften und Medizin gibt es sie nicht. In diesen Fächern wählen die Universitäten die besseren Studenten aus. Die Durchfallquote der angehenden Mediziner z.B. Ende des ersten Jahres (d.h. nach 2 Semestern) ist so hoch, dass die meisten dieses Jahr wiederholen müssen. Für die Bereiche Musik und Bildende Künste gibt es besondere Einrichtungen.

12 Die Hierarchie der Institutionen

In Frankreich gibt es eine deutliche Hierarchie der Bildungsinstitutionen. Deren Bewertung folgt aus einer Mischung unterschiedlicher Kriterien: Images, Rankings, nationaler und

internationaler Ruf, Gebührenfreiheit oder Studiengebühren, aber auch die Meinungen über sie in der Gesellschaft, der Lehrerschaft, der Presse usw. Dies alles gehört zum meist unterbewussten Bild von den Hochschulen in der französischen Bevölkerung. Deswegen werden einige der Elitehochschulen als nahezu uneinnehmbare Festungen bezeichnet.

13 Elite und/oder Europa

Es gibt nur wenige Gemeinsamkeiten zwischen dem französischen Hochschulsystem und denen in anderen europäischen Staaten. Mit Blick auf das Tagungsthema „Braucht Deutschland Elitestudiengänge?“ erlauben Sie mir einige abschließende Bemerkungen:

Die französische Geschichte hat das Hochschulsystem in Frankreich in einem solchen Ausmaß geprägt, dass es fraglich ist, ob es überhaupt anpassungsfähig oder gar übertragbar ist; vielleicht kann es nur gesondert neben anderen Systemen bestehen. Das französische Hochschulsystem stellt sich selbst die Frage, ob es sinnvoll ist, über die Landesgrenzen hinaus zu expandieren und die „exception française“ als Maßstab zu exportieren. Ein Hochschulsystem entspricht dem Genius eines Volkes und ist als solches nicht übertragbar. Gleichzeitig ist es nicht angebracht, ein System unverändert zu bewahren oder es zu verändern, ohne den notwendigen Blick ins Ausland zu werfen. Es hat keinen Sinn, nur im eigenen Mikrokosmos zu leben, andererseits macht es ebenso wenig Sinn, sich beispielsweise völlig dem anglo-amerikanischen System zu unterwerfen, von dem wir in der Regel nur die besseren Facetten kennen.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Alain Froehlich

Directeur des Études

Institut National des Sciences Appliquées, Lyon

20 Avenue Albert Einstein

F – 69621 Villeurbanne Cedex

Eliteausbildung aus der Sicht der Wirtschaft

Ihno Schneevoigt

Meine Damen und Herren, was würden Sie sagen, wenn ich meine Rede wie folgt beginnen würde: „Ich komme aus einem Unternehmen, das zur Elite der Wirtschaftsunternehmen in der Welt gehört. Wir stellen ausschließlich Mitarbeiter ein, die ihre Examen an Elite-Universitäten erfolgreich abgeschlossen haben. Wir erwarten von unseren Führungskräften und Mitarbeitern, dass sie zur Elite ihres Faches gehören. Das Auftreten jedes unserer Mitarbeiter in der Öffentlichkeit soll zum Ausdruck bringen, dass er zur Elite seines Wirtschaftszweiges gehört.“

Sie glauben, Ihren Ohren nicht trauen zu dürfen; denn Sie halten diese Worte für unangemessene Angabe, welche in Ihnen als Kunden das Gegenteil der Überzeugung erweckt, die möglicherweise ein Unternehmen beabsichtigt, das so etwas von sich behaupten würde. Und damit sind wir bei den kritischen Aspekten des Themas mit der Verwendung des Wortes Elite.

In unserer Leistungsgesellschaft sollte die Verwendung des Wortes Elite einer von einem unabhängigen Dritten ausgeführten Bewertung von messbaren, objektiv beobachtbaren Leistungen entsprechen. Nun könnten wir diese Wortklauberei beenden mit dem Verständnis, dass aus politischen Gründen das Wort Elite im Zusammenhang mit Hochschulen und ihrer Forschungs- und Ausbildungsqualität eigentlich dem Begriff der Leistung entspricht. Nur ist das Wort „qualitativ hochwertige Leistung“ nicht so medienwirksam wie das Wort Elite. Aber ganz so einfach ist es aus meiner Sicht nicht.

Zwar unterstützen wir in der Wirtschaft die Auffassung, dass die Qualität unserer Leistungen besser werden muss. Das bezieht sich übrigens keineswegs nur auf Universitäten, sondern durchaus auch auf uns selbst in der Wirtschaft. Aber, der Begriff der Elite, so wie er gegenwärtig in der öffentlichen bildungspolitischen Diskussion verwendet wird, stört.

Ich masse mir nicht an, die Leistungen von Universitäten zu bewerten. Das ist schon schwer genug für Unternehmen, und die Betriebswirtschaft hat meines Wissens schon viel länger daran gearbeitet, objektive Bewertungssysteme für Unternehmen als für Universitäten zu entwickeln. Aber die Anspruchshaltung, die bei den Absolventen durch die unreflektierte Verwendung des Wortes Elite im Zusammenhang mit der Universitätsausbildung entstehen kann, ist für uns nicht ohne Bedeutung.

Die tragenden Gestaltungsgrundsätze für Elite-Studiengänge werden in einem Schreiben des Bayerischen Staatsministers für Wissenschaft, Forschung und Kunst vom Mai 2003 wie folgt beschrieben:

- „Profilierung des fachlichen Angebots (Auswahl der Dozenten nach Exzellenzgesichtspunkten, Aufnahme fachübergreifender Komponenten in das Curriculum, attraktive inhaltliche Schwerpunkte),
- Internationalisierung (Auslandsaufenthalte/-praktika, ausländische Dozenten, fremdsprachliche Lehrveranstaltungen),
- hohe Betreuungsintensität,
- Erweiterung des geistigen Horizonts und der Persönlichkeitsbildung der Studierenden durch besondere Angebote und Anforderungen,
- vertiefte Vermittlung von Schlüsselqualifikationen,
- Hinführung zu einem postgradualen Studium bzw. einer wissenschaftsbezogenen beruflichen Tätigkeit in verantwortlicher Position durch gezielte Hinführung zur Forschung sowie das Angebot praxisorientierter Komponenten.“

Wenn ich das lese, frage ich mich, wie denn sonst an den Universitäten gelehrt wird:

- mit Dozenten ohne Exzellenznachweis,
- ein Studium ohne internationale Berührungen,
- mit geringer Betreuungsintensität,
- ohne Erweiterung des geistigen Horizonts und der Persönlichkeit,
- keine Hinführung zu einer beruflichen Tätigkeit in verantwortlicher Position?

Es leuchtet ein, dass diese Teilungsbegründung für Normal- und Elitestudiengänge nicht trägt. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Begabtenförderung muss sein und kann intensiviert werden. Dass Doktorandenkollegs und Privatissime-Veranstaltungen gefördert werden und „studium generale“-Ideen in Studiengänge eingebaut werden sollen, ist unwidersprochen zu begrüßen.

Die Universitäten können aber nur in geringfügigem Ausmaß die Karriereentwicklung ihrer Absolventen vorbestimmen, wahrscheinlich eher für professionelle Fachpositionen, weit weniger für die Positionen im Management, die Führungsverantwortung tragen.

Die Universitäten müssen sich mit Nachdruck um die für die kommenden Jahre prognostizierten großen Studentenzahlen kümmern. Wir in den Unternehmen müssen uns mit den neuen Studienabschlüssen Bachelor und Master, die auf Grund der Bologna-Beschlüsse flächendeckend eingeführt werden, beschäftigen. Der gleichzeitige Übergang der künftigen Bachelor-/Master-Absolventen, der Absolventen von Elitestudiengängen sowie von Ph.D.s in ihre berufskomplementären Einstiegspositionen verlangt einen erheblichen Aufwand. Die Personal- und Linienfunktionen in den Unternehmen werden erheblicher Aufklärung bedürfen, um den jungen Leuten abschlussadäquate Einstiege zu ermöglichen.

Wir können in den Unternehmen keinen dieser jungen Leute gebrauchen, die von sich glauben, den Marschallstab im Tornister zu haben, weil sie an einem angeblichen Elite-Studiengang mehr oder minder erfolgreich teilgenommen haben.

Wir brauchen hochqualifizierte akademisch ausgebildete Leute, die bereit sind, im Unternehmen unten anzufangen, das Geschäft von der Pike auf zu lernen und sich für nichts zu schade zu halten. Wenn sie dann erfolgreich ihre Arbeit getan haben, gezeigt haben, dass sie mit den Kollegen, welcher Vorbildung auch immer, zurecht gekommen sind, können sie die Karriereleiter betreten, die ihnen in Stufen, manchmal langsam, manchmal sehr schnell größere Verantwortung zugesteht.

Herbert Henzler hat diese Art der geforderten Karriereentwicklung einmal „T-Shape Career Development“ genannt. Er meinte damit, dass jeder tief in ein Fachgebiet eintauchen muss, bevor er als Generalist höhere professionelle und Führungs-Karrierestufen erklimmen kann.

Wir beobachten heute, wie die begnadeten Abgänger internationaler Herkunft von den Elite-Universitäten kommen und in den Strategieabteilungen oder bei Acquisitions and Mergers in den Analyistenfunktionen andere Unternehmen bewerten wollen, über deren Tätigkeiten sie maximal eine Fallstudie in ihrem Studium gemacht, über die sie aber nie praktisch gearbeitet haben. Sie verlangen (und bekommen leider manchmal) das Mehrfache eines Gehaltes eines Ingenieurs oder Biochemikers in einem Industrieunternehmen. Die hohe Anspruchshaltung übersteigt oft den praktischen Leistungsbeitrag.

Ich möchte es wiederholen: ich bin ausgesprochen für alle Bemühungen, welche die Qualität der Leistungen in den Universitäten und Unternehmen im übernationalen Wettbewerb, in dem wir heute stehen, verbessern. Ich bin hingegen sehr gegen die unreflektierte, politikverseuchte Verwendung des Elite-Begriffs.

Lassen Sie mich nun einige Fakten zu den Universitätsabgängern in unserem Unternehmen sagen. Sie werden verstehen, dass ich die Leistung einer Universität weniger an ihrem Forschungsbeitrag als an ihrem Beitrag zur Ausbildung von qualifizierten Berufseinsteigern betrachten kann. Über die Schwierigkeiten der Bewertung von Ausbildungsinstitutionen im Verhältnis zu Wirtschaftsunternehmen habe ich schon gesprochen.

In einem amerikanischen Weltunternehmen, in dem ich mehrere Jahre in den USA tätig war, haben wir den Erfolg von Hochschulabgängern an deren Karriereentwicklung verfolgt. Es zeigte sich in der Tat, dass die Abgänger der so genannten Ivy League Universitäten in den Vereinigten Staaten eine schnellere und auch steilere Karriere gemacht haben. Eine vergleichende Analyse in unserem Unternehmen in Deutschland hat hingegen keine Unterschiede zwischen den Abgängern verschiedener deutscher Universitäten gezeigt. Aber wir haben in meinem jetzigen Unternehmen vor zehn Jahren ein Programm für hochqualifizierte Universitätsabgänger aufgelegt, bei dem ich Abgänger mit anglo-amerikanischem Abschluss mit solchen mit deutschem Abschluss vergleichen konnte. Interessanterweise haben wir in einer Zeitanalyse festgestellt, dass sich zwar die Kandidaten mit anglo-amerikanischem Abschluss zu Beginn schneller an die Berufserfordernisse ihrer Jobs angepasst haben, aber bei einem Vergleich über acht Jahre sich in ihrer Karriereentwicklung nur unwesentlich besser als die Abgänger deutscher Universitäten entwickelt haben.

Wir kommen zunächst einmal zu dem Schluss, dass trotz der nachweisbar schärferen Selektionskriterien der amerikanischen Universitäten auch die Absolventen deutscher Universitäten mindestens mittelfristig vergleichbare Entwicklungen nehmen. Trotz des geringeren Selektionsprozesses der deutschen Universitäten gibt es also auch hier vergleichbar erfolgreiche Karrieren. Die Anpassung der Ausbildung an die Anforderungen des Berufes ist hingegen bei den in den USA Ausgebildeten größer. Sie können schneller aktiv mitarbeiten. Ich möchte hier einfügen, dass ich über sozialwirtschaftlich, insbesondere betriebswirtschaftlich und juristisch ausgebildete Qualifikanten spreche. Wir wissen, dass die Praxisnähe der Ausbildung an den Universitäten durchaus unterschiedlich ist. Die Mediziner und vielleicht auch die Ingenieure sind eher auf der positiven Seite des Spektrums, Betriebswirtschaftler hingegen aufgrund der großen Distanz, die die deutsche Betriebswirtschaft im Allgemeinen zu den Unternehmen hat, eher auf der rechten Hälfte der Skala.

Ich möchte an dieser Stelle anekdotisch einfügen, dass ich vor zehn Jahren in einer vergleichbaren Situation den Vorschlag gemacht habe, habilitierende Betriebswirte zwei Jahre in einer Führungsposition eines Unternehmens arbeiten zu lassen, bevor sie ihre

Habilitation und ihre Universität beenden und ihre Universitätslaufbahn fortsetzen. Dieser Vorschlag wurde von sage und schreibe einem einzigen Habilitanden aufgegriffen, der sich im Revisionswesen habilitieren wollte. Als ich ihm anbot, Leiter einer Buchhaltungsabteilung zu werden, hielt er das angesichts seiner Habilitation über betriebliche Revision nicht für notwendig.

Was unsere hochqualifizierten Kandidaten betrifft, kann man weiterhin sagen, dass sich Intelligenz und andere Persönlichkeitsfaktoren auf die Dauer unabhängig von ihrer Anpassung an beruflich verwendbare Ausbildung durchsetzen. Allerdings ist der betriebliche Weiterbildungsaufwand für die berufsangepasste Ausbildung für deutsche Qualifikationen ungleich höher.

Ich unterstütze unbedingt die Anstrengungen, die Ausbildung an den Universitäten zu verbessern. Ich sehe aber nicht die Notwendigkeit von so genannten besonderen Elite-Studiengängen und Elite-Universitäten. Alle Universitäten sollten sich um hervorragende Leistungen in Forschung und Ausbildung bemühen. Zusammenarbeit mit den dedizierten Forschungsinstitutionen und Mittel für die Mengenbewältigung in der Lehre sind dazu notwendig. Leistung ergibt sich aus der Selektion der zu Qualifizierenden und einem entsprechenden Systemdruck zur Leistung. Systeme müssen Einstellungen und Verhaltensweisen beeinflussen und unterstützen. Die Motivationssysteme müssen gut überlegt sein. Es gibt akzeptable und nachhaltige, andererseits fehlleitende und deswegen zu kritisierende. Der shareholder value ist ein solches umstrittenes, in vieler Hinsicht fehlleitendes System. Es verführt das Management u. a. zu kurzfristigem Finanz-Optimierungsdenken, um den oft auf Umsatz und Kurzfrist-Gewinnen gepolten Asset Managern und Analysten zu gefallen. Es hat auch zu Bereicherung des Managements auf Kosten der Mitarbeiter geführt. Dennoch sind nicht alle Manager durch dieses System fehlgeleitet worden. Gefestigte Persönlichkeiten haben trotz dieses Systems auf langfristige Geschäftserfolge gesetzt und dabei die soziale Ausgewogenheit nicht aus den Augen verloren.

Ich sage dies auch, um anzudeuten, dass die Wirtschaft die Befolgung von Erziehungsprinzipien erwartet, die für alle und keineswegs nur für Eliteabgänger gelten sollen. Lassen Sie mich dazu einige Worte mit Referenz zu unserem Unternehmen sagen. Die Versicherungswirtschaft war bis 1994 reguliert und aufgrund landesspezifisch gesetzlicher Voraussetzungen im Prinzip lokal. Es gab nur einen begrenzten Wettbewerb am Markt und die so genannten Backoffice-Tätigkeiten ähnelten einer Hoheitsverwaltung. Die Mitarbeiter waren praktisch auf Lebenszeit fest angestellt. In unserem Unternehmen gab es

Betriebsvereinbarungen mit Beschäftigungsgarantien und beamtenähnlichem Status ab einem bestimmten Alter. Die Innensicht überwog bei Weitem jede Art der Außensicht.

Mein Unternehmen, die Allianz AG, war im Prinzip in ihrem Bereich als Marktführer lange Zeit das Maß aller Dinge. Das änderte sich radikal ab 1994 mit der Deregulierung dieses Wirtschaftszweiges. Plötzlich wurde der Blick frei für internationale Vergleiche. Das führte dazu, dass die Einstellung zumindest im oberen Management „Allianz gleich das Maß aller Dinge“ schlagartig vorbei war. Es wurden eine ganze Reihe von Maßnahmen eingeführt, welche die Leistungsfähigkeit der Organisation verbessern sollten. Zu diesen gehörte u. a. die Einführung eines Planungssystems mit anschließender Zielsetzung und Zielbewertung der Führungskräfte und professionellen Mitarbeiter; darüber hinaus ein Leistungsbonus mit variablen Bezugsgrößen, das Ende der Beschäftigungsgarantie, eine verstärkte Aus- und Weiterbildung insbesondere für die Führungskräfte und die qualifizierten Mitarbeiter. Wir haben das Allianz-Management-Institut gegründet, das zusammen mit den besten Ausbildungsinstituten wie Wharton, INSEAD, USW in Köln, Bocconi in Italien kooperiert. Die Ausbildung war nicht mehr kostenlos. Die Mitarbeiter mussten Zeit investieren, und ihre organisatorischen Einheiten wurden mit den Ausbildungskosten belastet. Das führte dazu, dass die Ausbildungsteilnehmer ihre Anforderungen an die Ausbildung erhöhten. Unter anderem wurde ein Bewertungssystem für Dozenten eingeführt. Ein wichtiger Schritt war die persönliche Beteiligung des Topmanagements an der Ausbildung. Die Mitglieder des Vorstands übernahmen ein Lehrdeputat von mindestens zehn Tagen im Jahr. Die Kosten unserer Ausbildung, ohne Berücksichtigung von Lohn- und Gehaltskosten der Teilnehmer, betragen weltweit im Jahr 2002 über 310 Millionen Euro, davon über 240 Millionen Euro in Deutschland. An der Weiterbildung haben 2002 etwa 54.000 Mitarbeiter teilgenommen. Ende 2003 bildeten wir knapp 5.000 Mitarbeiter in der beruflichen Erstausbildung (der nichtakademischen Ausbildung) in einer Fulltime-Ausbildung aus.

Sie können sich denken, dass wir höchstes Interesse an einer Effizienzüberprüfung dieser Ausbildungsinstitution haben. Eine der wichtigsten Maßnahmen in den letzten Jahren war die Einführung von eLearning Methoden in einer Mischung von Lernen am Bildschirm und so genannter Klassenraum-Weiterbildung. In der beruflichen Erstausbildung werden die Grundkurse heute einheitlich auf eLearning-Basis vermittelt.

Meine Damen und Herren, Sie werden mich fragen, ob diese Maßnahmen einen nachweisbaren Erfolg für die Leistung der Unternehmen erbracht haben? Ich möchte die operative Rechnungslegung der Allianz hier nicht zum Mittelpunkt machen. Uns ist aber

die Frage wichtig: Wie kommen diese Aufwendungen in der Sicht unserer Kunden an? Wir prüfen seit Jahren die Kundenzufriedenheit in einem Benchmark-Verfahren. Ich muss Ihnen sagen, es gibt keinen Anlass zum Jubeln.

Die Maßnahmen zur Leistungsverbesserung einer großen Organisation führen selbst nach zehn Jahren zwar zu einer merklichen, aber bei weitem nicht zu einer so entscheidenden Verbesserung, wie man sie sich erwartet hatte. Leistungsverbesserung in einer großen Organisation herbeizuführen, ist ein ständiger Kampf auf vielen Schauplätzen. Sie ist abhängig von der Qualität und Intensität der meinungsbildenden und verhaltenssteuernden Führungsschicht des Unternehmens. Der Selektions- und Weiterbildungsprozess in einer großen Institution ist der Schlüssel zu einer Verbesserung der Leistungskultur in der von diesen Menschen geführten Institution.

Obwohl man Wirtschaftsunternehmen und Universitäten nicht ohne Weiteres vergleichen kann, sind dennoch viele Erneuerungsmaßnahmen, die ich für unser Unternehmen beschrieben habe, mit denen vergleichbar, die auch für die Universitäten erforderlich sind. Internationales Benchmarking, Planungs- und Haushaltssysteme, Zielsetzungsverfahren (wie ich sie von der ETH Zürich kenne), neue Karriereentwicklung, Erweiterung der Zusammenarbeit mit nichtuniversitären Personen in den Hochschulbeiräten, Veränderungen in der Haushaltsplanung, neue Laufbahnstrukturen für Professoren und andere Reformideen werden durchgeführt.

Wenn Selektionsverbesserungen bei Studenten und Professoren, größere Haushaltsautonomie, eine den Leistungsdruck – auch auf die Dozenten – dramatisch verändernde Kostenbeteiligung der Studierenden (Studiengebühren) und ein stärker pädagogisches und systematisches eLearning für alle Grundwissenstatbestände hinzu kommen, könnten in Zukunft unsere Universitäten auf der internationalen Benchmark-Liste beispielsweise des CHE einige Ränge klettern.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Ihno Schneevoigt
Allianz Versicherungs AG
Königinstr. 28
80802 München

Promotionsstudium – ein Beitrag zur Eliteförderung

Ewald Berning, Susanne Falk

1 Zur Aktualität des Themas

In vielen europäischen Staaten und auch außerhalb Europas wird seit einiger Zeit über die Bedeutung und die angemessene Gestaltung einer exzellenten wissenschaftlichen Qualifizierung junger Menschen diskutiert. Die Hintergründe dieser Diskussion sind:

- die Internationalisierung und Globalisierung von Hochschulen und Wissenschaft,
- der weltweite Wettbewerb um die besten Köpfe für Wissenschaft und Wirtschaft verbunden mit dem in Deutschland beklagten „brain drain“,
- die Herausforderungen bei der Errichtung des Europäischen Forschungs- und Hochschulraumes,
- die in Frage stehende internationale Attraktivität des Arbeitsmarkts Hochschule und Wissenschaft in Deutschland für Ausländer (vgl. *Enders/ de Weert 2004*),
- in der Folge die internationale Konkurrenz der Ausbildungs- und Fördersysteme.

Das Promotionswesen (im angloamerikanischen Raum spricht man von „Doctoral Studies“) steht daher in vielen europäischen Ländern auf dem Prüfstand (vgl. *Kivinen et al. 1999; CHEPS 2002; Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2003; Sadlak 2004*). In Deutschland haben in jüngerer Zeit der Wissenschaftsrat und die Hochschulrektorenkonferenz für eine Modernisierung des Promotionswesens plädiert (vgl. *Wissenschaftsrat 2002; Hochschulrektorenkonferenz 2003*). An vielen Universitäten werden neue Formen des Promotionsstudiums eingeführt und erprobt. Wesentlicher Impuls bei diesen Bemühungen ist die Steigerung und Gewährleistung der wissenschaftlichen Qualität und der weltweiten Wettbewerbsfähigkeit des akademischen Nachwuchses.

Das deutsche, im 19. Jahrhundert wurzelnde Promotionswesen war lange Zeit sehr erfolgreich. Es unterlag aber wissenschaftssoziologischen, organisatorischen und quantitativen Bedingungen, die sich mittlerweile stark verändert haben. Seit geraumer Zeit ist es in Teilen der Wissenschaft und in der außeruniversitären Debatte in die Kritik geraten. Eine Alternative wird im amerikanischen System der *Graduate Education* gesehen. Bei einer Gegenüberstellung mit dem deutschen Promotionswesen stellt man wesentliche Unterschiede in den konstituierenden Elementen fest.

In den USA bieten nur die forschungsorientierten Universitäten, die einen kleinen Anteil an allen Hochschulen ausmachen, *Doctoral Studies* an (die Ph.D.-Ausbildung¹). Die Doktorandenausbildung ist meistens in besonderen *Graduate Schools* angesiedelt. Der Zugang erfolgt über eine strenge Auslese. Ein Ph.D.-Programm beginnt mit einem längeren strukturierten Ausbildungsteil, der mit den *Qualifying* oder *Field Exams* endet. Die Promovierenden unterliegen einer dezidierten Supervision und müssen in regelmäßigen Abständen Rechenschaft über den Fortschritt ihrer Arbeit ablegen. Nach zwei Jahren kann häufig der Master-Grad erworben werden. Anschließend konzentrieren sich die Promovierenden ganz auf ihre Forschungsarbeit. Insgesamt dauert ein Ph.D.-Studium fünf bis sieben Jahre. Die Mehrzahl der Doktoranden hat von Anfang an eine Karriere in Hochschulen oder anderen Bereichen der Wissenschaft im Auge. In der amerikanischen Wirtschaft ist der Ph.D.-Grad dagegen von relativ geringer Bedeutung. Für das Ph.D.-Studium müssen hohe Studiengebühren entrichtet werden, die in einigen Fächern aus Drittmitteln bestritten werden. Promovierende können auch gegen Entgelt als Teaching oder Research Assistants arbeiten (vgl. *Wissenschaftsrat 2002, 36–37*).

In Deutschland wird grundsätzlich allen begabten und interessierten Absolventen die Möglichkeit zur Promotion gegeben. Es findet keine Auswahl der Kandidaten unter dem Aspekt einer angestrebten wissenschaftlichen oder beruflichen Laufbahn statt. Die Breite der Promotionsmöglichkeiten drückt das grundsätzliche Vertrauen aus, dass aus den vielen Promovierten die Spitzen für die Wissenschaft und für Führungspositionen in anderen Berufen hervorgehen werden. Deutschland hat deshalb im internationalen Vergleich sehr hohe Promotionsquoten. Mit Ausnahme einiger Einrichtungen gibt es keine statistischen Informationen über die jeweilige Anzahl der Doktoranden und über die Abbrecherquoten. Die Beziehung der Betreuer zu ihren Promovenden entspricht weitgehend einem Meister-Schüler-Verhältnis. Starke Abhängigkeit und große Freiheit der Doktoranden bestehen nebeneinander. In außeruniversitären Berufsbereichen genießt der Doktor-Grad ein hohes Sozialprestige.

Die Forschungsuniversitäten in den USA setzen auf eine gezielte Nachwuchsförderung über den Weg straff strukturierter und organisierter Ph.D. studies. Das deutsche Promotionswesen hingegen steht noch weitgehend in der Tradition des 19. Jahrhunderts.

Es stellt sich die Frage, welche Qualifizierungsmodelle den Anforderungen an die Ausbildung junger Menschen für Wissenschaft und Forschung künftig am besten entsprechen.

¹ Ph.D. bezeichnet den amerikanischen Doktorgrad des „philosophical doctor“.

In welche Richtung muss oder sollte sich das deutsche Promotionswesen weiter entwickeln, um wissenschaftliche Eliten angemessen zu fördern?

2 Promotionsstudien als Antwort auf die Schwächen der „traditionellen“ Promotion

In der Diskussion um eine Reform des Promotionswesens wird vielerorts der Ruf nach so genannten Promotions- oder Graduiertenstudien laut. Im Folgenden stellen wir die Entwicklung der Promotionsstudien in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Bayerns dar und zeigen deren wesentlichen Elemente auf.

2.1 Chronologie der Promotionsstudien in Deutschland

Die Vorreiter der strukturierten Promotionsstudien sind die Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die erstmals im Jahr 1990 eingeführt wurden. Seither wurden viele strukturierte Promotionsstudien von unterschiedlichen Trägern ins Leben gerufen. Dazu gehören u. a. die International Max Planck Research Schools (IMPRS) (seit 2000), das Förderprogramm „Promotionen an Hochschulen in Deutschland“ (PHD) des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und der DFG (seit 2001), Graduiertenstudiengänge einzelner Fächer oder Fakultäten sowie Graduate Schools von unterschiedlichen Trägern.²

2.2 Promotionsstudien in Bayern

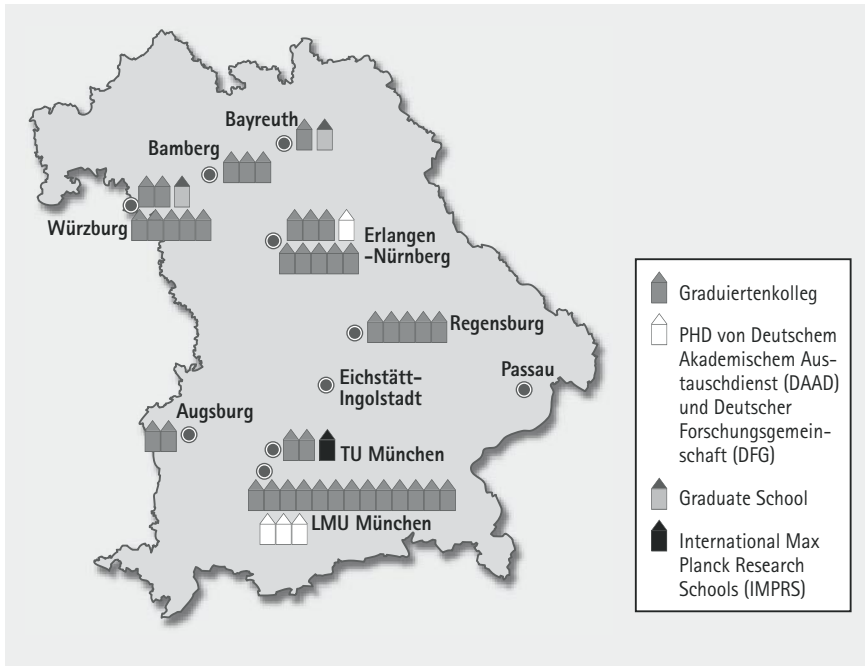
Derzeit dominieren in Bayern unter den strukturierten Promotionsstudien die Graduiertenkollegs der DFG (vgl. Abb. 1). Die jüngst vom DAAD und der DFG ins Leben gerufenen Internationalen Promotionsprogramme „Promotionen an Hochschulen in Deutschland“ (PHD) sind seltener zu finden. So genannte „Graduate Schools“ finden sich nur zwei in Bayern: Die am Fachbereich Physik angesiedelte European Graduate School an der Universität Bayreuth und die fächerübergreifende International Graduate School an der Universität Würzburg.

Ferner werden von einigen Fächern oder Fakultäten Graduiertenstudien angeboten (z. B. das Forschungsstudium Betriebswirtschaftslehre oder das Promotionsstudium Volkswirt-

² Im Zuge einer landesweiten Initiative wurden zahlreiche Graduate Schools in Nordrhein-Westfalen gegründet.

schaftslehre an der Ludwig-Maximilians-Universität in München). Hinzu kommen die Internationalen Doktorandenkollegs im Rahmen des Elitenetzwerks Bayern, die ab Wintersemester 2004/2005 an den Start gehen.

Abbildung 1: Strukturierte Promotionsstudien in Bayern (Stand: Januar 2004)³



2.2.1 Elemente der Promotionsstudien

Die genannten Promotionsstudien weisen folgende Gemeinsamkeiten auf:

- Eine Begrenzung der Promotionsdauer auf in der Regel drei Jahre,
- die Strukturierung der Ausbildung durch ein promotionsbegleitendes Studienprogramm (teilweise curricular organisiert),
- ein Angebot an Kursen zum Erwerb von Schlüsselqualifikationen,

³ Postgraduale Studiengänge werden in dieser Darstellung nicht aufgeführt.

- die Etablierung von Betreuungsstrukturen, wie z.B. die Einrichtung regelmäßiger Doktorandenkollegs oder so genannter Doktorandenkomitees.
- Gemeinsam ist diesen Programmen ferner – wenn auch in unterschiedlicher Intensität – die internationale Ausrichtung, die in einem hohen Anteil ausländischer Promovenden, einem englischsprachigen Lehrprogramm sowie der Kooperation mit ausländischen Wissenschaftlern und Institutionen ihren Ausdruck findet.
- Einige dieser strukturierten Promotionsstudien (wie die IMPRS) richten sich explizit an die besten Absolventen. Die Auswahl der qualifiziertesten Bewerber wird durch ein wettbewerbliches und transparentes Auswahlverfahren gewährleistet.

Viele der aufgezeigten Elemente der strukturierten Promotionsstudien werden in den Empfehlungen des Wissenschaftsrats als wesentliche Bausteine für eine allgemeine Verbesserung des Promotionswesens erachtet, wie z.B. die Etablierung von Strukturen zur Nachwuchsförderung, in denen Promovenden die Möglichkeit haben, systematischer als bisher ausgebildet und betreut zu werden (vgl. Wissenschaftsrat 2002).

3 „Promovieren in Bayern“ – ausgewählte Ergebnisse einer Untersuchung des Staatsinstituts

Die Untersuchung „Promovieren in Bayern“⁴ knüpft an frühere Studien des Staatsinstituts zum wissenschaftlichen Nachwuchs an. Die letzte, im Jahr 2001 abgeschlossene Untersuchung befasste sich mit dem Habilitationswesen in Bayern (vgl. Berning et al. 2001).

Die bisher vorliegenden Doktorandenstudien konzentrieren sich vorwiegend auf die Themenbereiche der Finanzierung, der Betreuung, der Arbeitsschwierigkeiten und der Berufsperspektiven von Doktoranden (vgl. Czock/ Wildt 1985; Holtkamp et al. 1986; Bochow/ Joas 1987; Enders 1996; Kersting 2000; Enders/Bornmann 2001; DFG 2002). Der unterschiedlichen institutionellen Einbindung von Doktoranden (als wissenschaftliche Mitarbeiter, Stipendiaten oder Mitglieder eines strukturierten Promotionsstudiums) wird in diesen Untersuchungen nicht hinreichend Rechnung getragen. Zudem analysieren alle diese Studien den Promotionsprozess nur aus dem Blickwinkel der Doktoranden, während die Ansichten und Erfahrungen der in den Promotionsprozess involvierten Promotionsbetreuer ausgeblendet bleiben.

⁴ Die Untersuchung basiert auf einer Befragung von Professoren und Doktoranden in Bayern. Der ausführliche Untersuchungsbericht wird Ende 2004 in der Monographienreihe des Staatsinstituts erscheinen.

Die Untersuchung setzt einerseits neue thematische Schwerpunkte, die in den bisherigen Studien nur am Rande gestreift wurden. Dazu gehören z. B. die Entdeckung und Förderung von Nachwuchswissenschaftlern, ihre Ausbildung und Qualifizierung für Forschung und Lehre sowie die Struktur der Promotionsphase durch formelle Studien- und Betreuungsangebote. Andererseits ist die Einschätzung der gegenwärtig diskutierten Reformvorschläge ein zentraler Themenbereich der Studie. Diese Themenschwerpunkte werden sowohl aus der Perspektive der Doktoranden als auch der Professoren empirisch untersucht. Darüber hinaus verfolgt die Untersuchung das Ziel, die Situation von Doktoranden fächer- und kontextspezifisch zu analysieren. Im Hinblick auf die eingangs gestellte Frage, ob und wie strukturierte Promotionsstudien ein Beitrag zur Eliteförderung sind, steht insbesondere der Vergleich zwischen strukturierten Promotionsstudien und traditionellen Formen des Promovierens im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen.

Die empirische Grundlage unserer Untersuchung ist eine Befragung aller Doktoranden und Professoren an den Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Bayern im Jahr 2003. Die Befragung erfolgte als Online-Befragung über das Internet von Mitte November 2003 bis Februar 2004. Es wurde ein teilstandardisierter Fragebogen verwendet, der neben vorgegebenen Antwortmöglichkeiten viel Raum für Äußerungen und Einschätzungen der Befragten ließ.

Aus der Doktorandenbefragung liegen 2.845 und aus der Professorenbefragung 680 auswertbare Fragebögen vor. Legt man eine geschätzte Grundgesamtheit von ca. 14.000 Doktoranden in Bayern zugrunde, dann beträgt die Rücklaufquote der Doktorandenbefragung über alle Fächergruppen hinweg ca. 21%. Klammert man aus der Berechnung des Rücklaufs die größte Gruppe der Promovenden, die Mediziner, aus, dann steigt diese auf 26%. Bei einer Grundgesamtheit von 3.323 Professoren in Bayern beträgt die Rücklaufquote der Professorenbefragung ebenfalls 21%.⁵

Aufgrund der besonderen Promotionsbedingungen von Promovierenden in der Medizin (die Promotion wird i. d. R. im Rahmen des Studiums und außerhalb eines Beschäftigungsverhältnisses verfasst) und wegen des im Fächervergleich deutlich geringeren Rücklaufs werden sie nicht in die folgenden Analysen einbezogen.⁶

⁵ Eine ausführliche Repräsentativitätsprüfung findet sich in dem vollständigen Untersuchungsbericht.

⁶ Der ausführliche Untersuchungsbericht wird die Ergebnisse für die Doktoranden der Medizin gesondert enthalten.

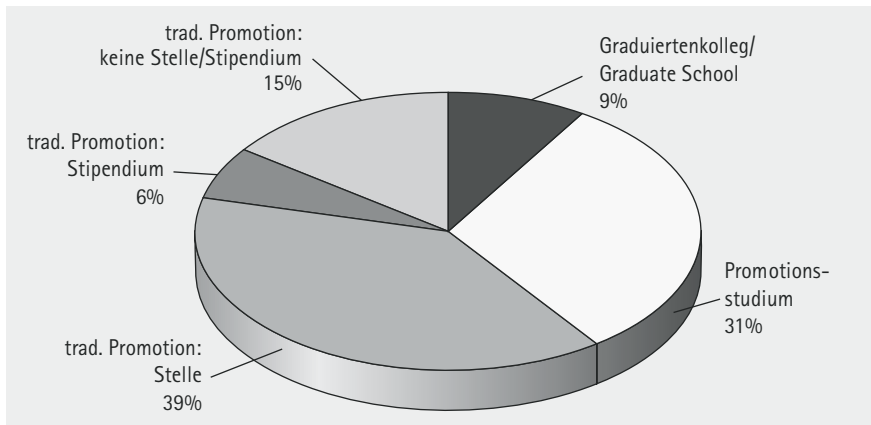
4 Ausgewählte Ergebnisse der Untersuchung „Promovieren in Bayern“

Der Schwerpunkt der folgenden Auswertungen liegt auf einem Vergleich der Erfahrungen und Einschätzungen von Doktoranden und Professoren, die an strukturierten Promotionsstudien beteiligt sind und jenen, die in traditionellen Promotionskontexten promovieren.

4.1 Promotionstypen

Die Mehrheit der Doktoranden promoviert auf traditionelle Weise, d. h. außerhalb einer Graduierteneinrichtung oder eines Promotionsstudiums (vgl. Abb. 2). Jedoch durchläuft ein beträchtlicher Anteil von mittlerweile 31 % ein mehr oder minder stark strukturiertes Promotionsstudium.⁷ Graduiertenkollegs und ähnliche Graduate Schools (einschließlich der IMPRS) erfassen allerdings bisher nur 9% der Doktoranden.

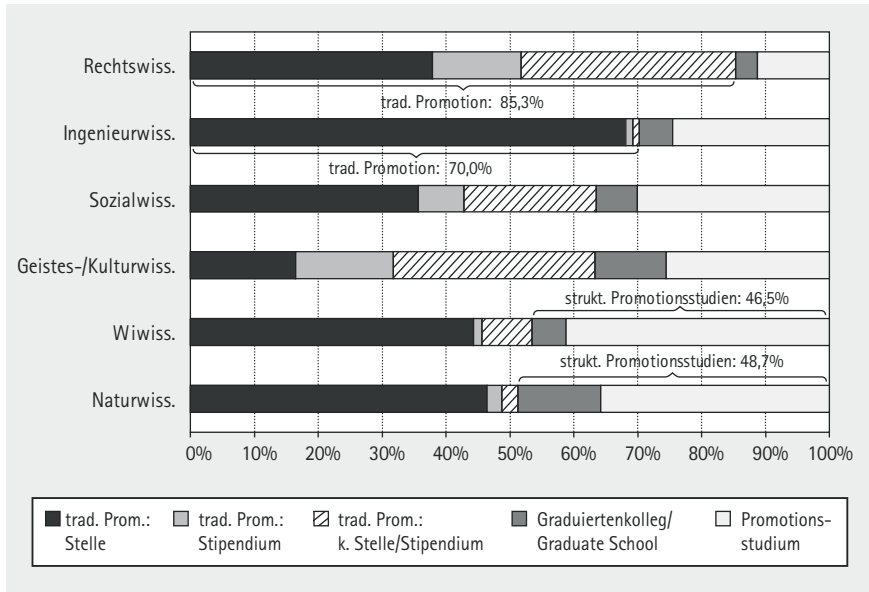
Abbildung 2: Promotionstypen



Im Fächergruppenvergleich sind strukturierte Promotionsstudien unterschiedlich weit verbreitet (vgl. Abb. 3). In den Wirtschafts- und Naturwissenschaften absolviert bereits knapp jeder zweite Doktorand ein Promotionsstudium. Demgegenüber hat in den Rechts- und Ingenieurwissenschaften die traditionelle Promotion noch einen hohen Stellenwert. 85% der Doktoranden in den Rechtswissenschaften und 70% der Doktoranden in den Ingenieurwissenschaften promovieren ohne Einbindung in ein Promotionsstudium oder Graduiertenkolleg.

⁷ Darunter fallen Promotionsstudiengänge, die an einem Fach oder Fachbereich angesiedelt sind.

Abbildung 3: Verteilung der Doktoranden auf Promotionstypen nach Fächergruppen

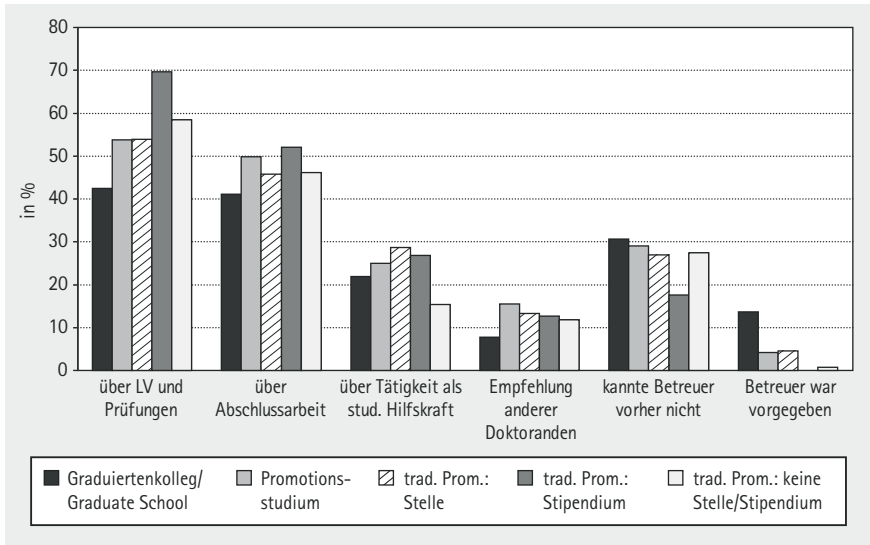


4.2 Zugang zur Promotion und Auswahl der Doktoranden

4.2.1 Kontaktaufnahme mit dem Betreuer

Die Kontaktaufnahme mit dem Betreuer findet am häufigsten in Lehrveranstaltungen und Prüfungen statt. Mehr als 50% der Doktoranden (mit Ausnahme der Kollegiaten der Graduiertenkollegs) sind auf diese Weise mit ihrem späteren Betreuer in Kontakt getreten (vgl. Abb. 4). Bedeutsam sind ferner Abschlussarbeiten (Diplom-, Magister-, Staatsexamensarbeiten): zwischen 40 und 50% der Doktoranden haben hier ihren späteren Betreuer kennen gelernt. Eine Tätigkeit als studentische Hilfskraft oder die Empfehlung anderer Doktoranden spielen eine deutlich geringere Rolle.

Abbildung 4: Kontaktaufnahme mit dem Professor/Betreuer (Mehrfachnennungen)

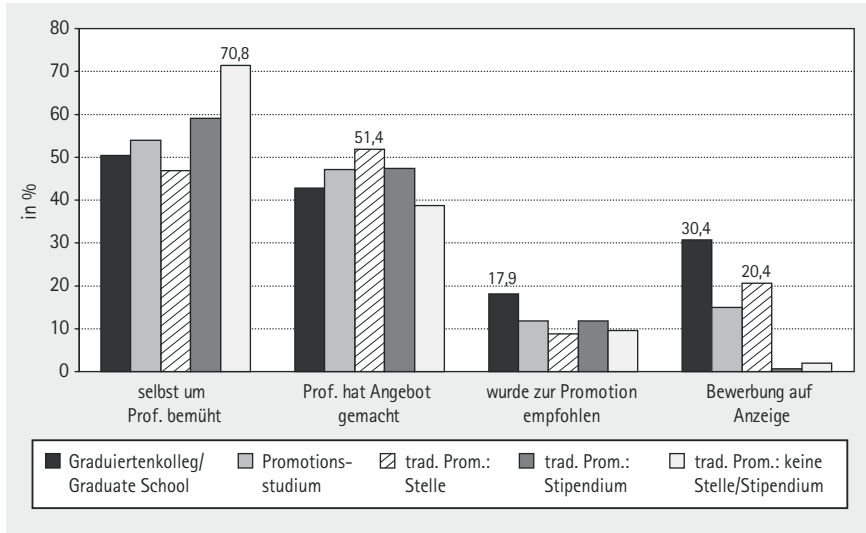


Ca. 30% der befragten Doktoranden kannten ihren Betreuer vor Beginn der Promotion nicht. Eine eingeschränkte Freiheit bei der Wahl des Betreuers hatten nur wenige Doktoranden, mit Ausnahme der Doktoranden in Graduiertenkollegs bzw. Graduate Schools. Von diesen gaben 15% an, dass ihnen der Betreuer vorgegeben war.

4.2.2 Zugang zur Promotion

Beim Zugang zur Promotion dominieren zwei Muster: Zum einen das von einem Professor unterbreitete Angebot zur Promotion, zum anderen die in Eigeninitiative betriebene Suche nach einem Betreuer (vgl. Abb. 5). Letzteres wurde besonders häufig von Doktoranden angegeben, die außerhalb einer Stelle oder eines Stipendiums promovieren. Die Empfehlung durch andere Hochschullehrer und die Bewerbung auf eine Anzeige spielen eine vergleichsweise geringe Rolle. Eine Ausnahme stellen die Doktoranden in Graduiertenkollegs und Graduate Schools dar: Knapp 20% der Doktoranden gelangten über die Empfehlung eines Hochschullehrers und ca. 30% über die Bewerbung auf eine Anzeige zur Promotion.

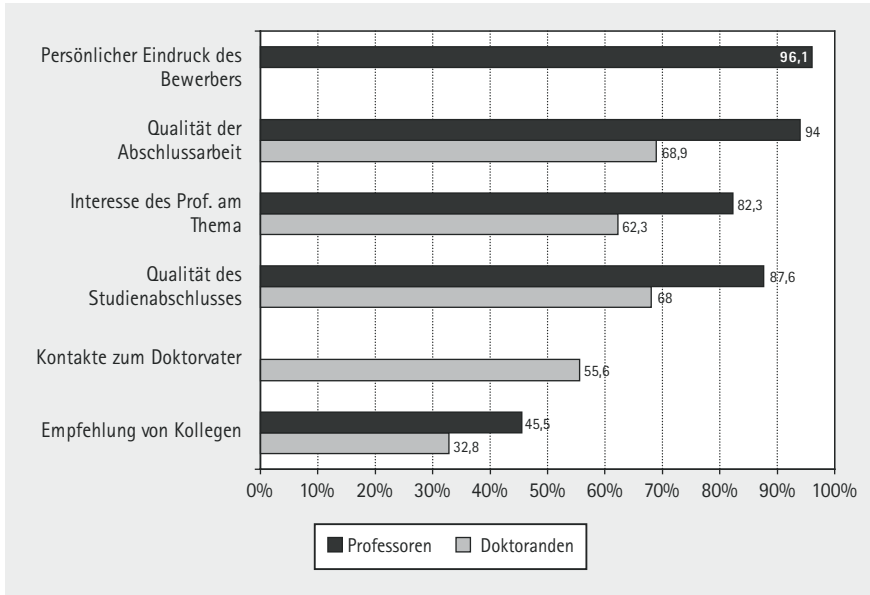
Abbildung 5: Der Weg zur Promotion (Zusammenfassung der Werte „sehr wichtig“ und „wichtig“)



4.2.3 Einschätzung einzelner Faktoren für die Annahme zur Promotion

Welche Faktoren stehen bei der Entscheidung über die Annahme der Doktoranden zur Promotion im Vordergrund? Diese Frage wurde sowohl den Doktoranden als auch den Professoren gestellt. Aus dem Blickwinkel der Professoren ist der persönliche Eindruck von den Bewerbern das entscheidende Kriterium für die Annahme eines Bewerbers (vgl. Abb. 6). Die überwiegende Mehrheit der Professoren (96%) gab an, dass dieses Kriterium wichtig oder sehr wichtig für die Annahme ihrer Doktoranden sei. Darüber hinaus erachtet die Mehrheit der befragten Professoren und Doktoranden die Qualität der Abschlussarbeit, das Interesse des Betreuers am Thema der Dissertation und die Qualität des Studienabschlusses als wichtig oder sehr wichtig für die Annahme eines Doktoranden.

Abbildung 6: Einschätzung der Gründe, die für die Annahme als Doktorand relevant waren (Zusammenfassung der Werte „sehr wichtig“ und „wichtig“)



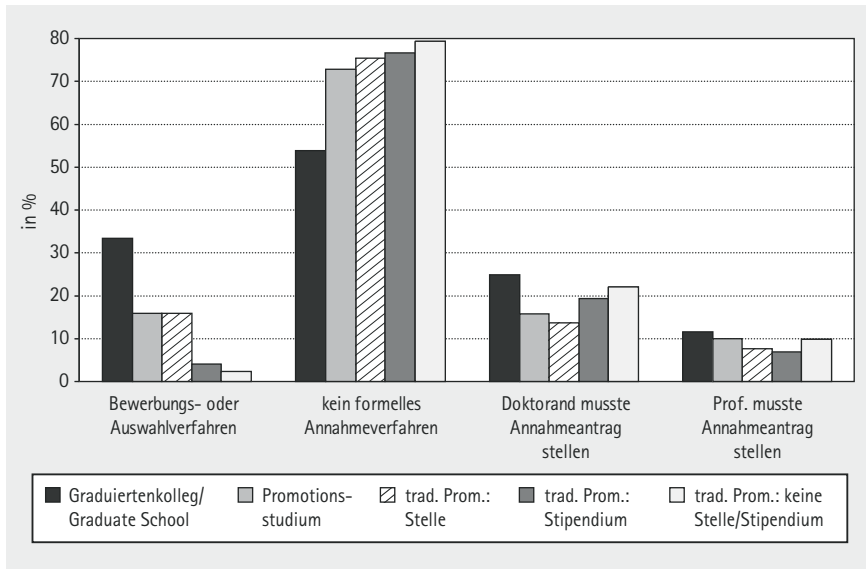
Bereits bestehende Kontakte zwischen Doktoranden und den Betreuern sowie Empfehlungen durch Kollegen werden demgegenüber von deutlich weniger Professoren und Doktoranden als wichtig oder sehr wichtig eingeschätzt.

4.2.4 Auswahl- und Annahmeverfahren

An den bayerischen Universitäten dominieren noch die informelle Auswahl und Annahme der Doktoranden, d.h. solche Vereinbarungen werden unmittelbar und ausschließlich zwischen dem einzelnen Professor/Betreuer und dem Bewerber getroffen (vgl. Abb. 7). Formelle Bewerbungs- und Auswahlverfahren sind bislang wenig verbreitet.

Doktoranden in Graduiertenkollegs und Graduate Schools mussten sich demgegenüber deutlich häufiger formellen Auswahl- und Annahmeverfahren unterziehen: Ein knappes Drittel dieser Gruppe gab an, solche Verfahren durchlaufen zu haben. Jeder vierte musste selber bei der zuständigen Fakultät oder Einrichtung einen Antrag auf Annahme als Doktorand stellen.

Abbildung 7: Verfahren der Auswahl und Annahme als Doktorand (Mehrfachnennungen)



4.3 Studienangebote in der Promotionsphase

Von den klassischen Studien- und Betreuungsangeboten sind die seit langem üblichen Doktorandenkolloquien am weitesten verbreitet. Mit Ausnahme der auf Stellen beschäftigten Doktoranden erhalten zwischen 60 und 70% der Doktoranden ein solches Betreuungsangebot (vgl. Abb. 8 u. Abb. 9). Doktoranden, die in einem Graduiertenkolleg bzw. einer Graduate School oder in einem Promotionsstudium promovieren, erhalten häufiger Studienangebote. Sie geben öfter als traditionelle Doktoranden an, dass sie die Möglichkeit haben, weiterführende Seminare und Vorlesungen sowie interdisziplinäre Kolloquien zu besuchen.

Abbildung 8: Klassische Studien- und Betreuungsangebote (Anteil der Doktoranden, die ein solches Angebot erhalten)

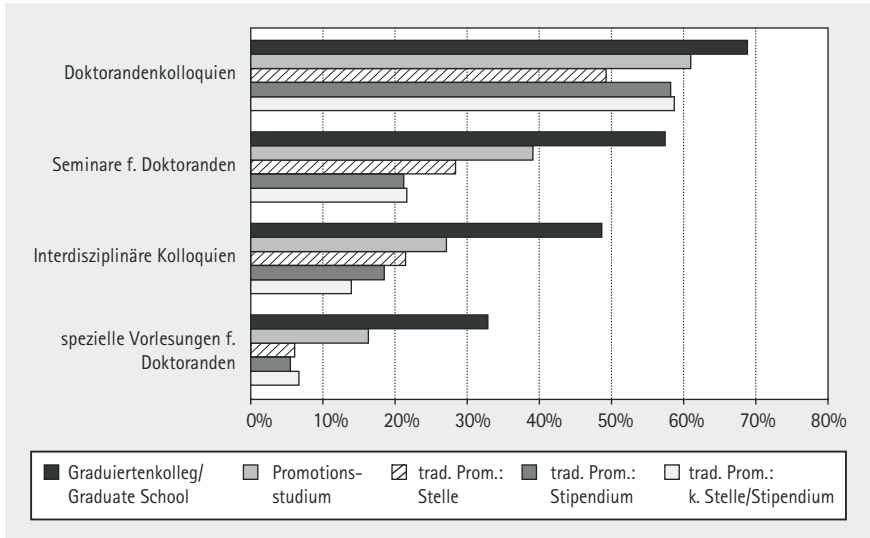
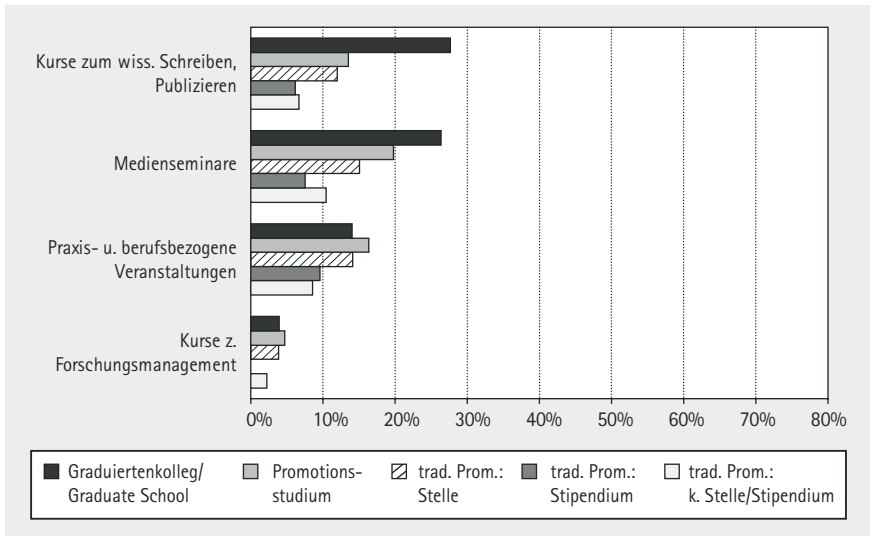


Abbildung 9: Moderne Studienangebote (Anteil der Doktoranden, die ein solches Angebot erhalten)



Moderne Studienangebote werden nur wenigen Doktoranden offeriert. Wiederum zeigt sich, dass Doktoranden in strukturierten Promotionsstudien häufiger Angebote zum wissenschaftlichen Schreiben, Präsentieren und Publizieren und zum Umgang mit Medien erhalten als traditionelle Promovenden.

4.4 Betreuung

Die während der Promotionsphase erfahrene Betreuung trägt wesentlich zur wissenschaftlichen Qualität und zum erfolgreichen Abschluss von Promotionen bei. Uns interessierte nicht nur die Frage, welche Personen die Betreuung leisten, sondern auch, wie häufig Doktoranden betreut werden.

4.4.1 Betreuungspersonen

Die Betreuungsverhältnisse von Doktoranden variieren je nach Promotionstyp. Man kann zwei Typen von Betreuungsverhältnissen unterscheiden: Betreuerzentriert sind solche, in denen der formell verantwortliche „Doktorvater“ die Hauptlast der Betreuung trägt. Als projektorientiert werden jene Betreuungsverhältnisse bezeichnet, in denen andere Wissenschaftler und Doktoranden einen hohen Anteil der Betreuung übernehmen. Doktoranden in Graduiertenkollegs bzw. Graduate Schools, in einem Promotionsstudium und so genannte traditionelle, auf Stellen beschäftigte Doktoranden weisen häufiger projektorientierte Betreuungsverhältnisse auf als traditionelle, nicht in einem Beschäftigungsverhältnis stehende Doktoranden. Der Anteil der Doktoranden, der keine intensive Betreuung erfährt, ist bei allen Promotionstypen klein. Nur von den Doktoranden, die weder über ein Stipendium noch über eine Stelle verfügen, gaben 4% an, von niemandem betreut zu werden.

Abbildung 10: Betreuungspersonen, die intensive und sehr intensive Betreuung leisten, nach dem Promotionstyp (in Prozent)^a

	Graduier- tenkolleg/ Graduate School	Promotions- studium	Traditionelle Promotion			Cramérs V ⁸
			Stelle	Stipen- dium	Keine Stelle/ Stipendium	
Offizieller Doktorvater	48,4	49,3	39,3	51,9	52,7	0,07 *
Andere Hoch- schullehrer	16,7	10,7	7,2	12,1	12,5	0,08 *
Andere Wissenschaftler	32,9	36,2	29,7	21,7	16,1	0,11 *
Andere Doktoranden	41,9	44,4	40,6	35,0	26,9	0,09 *
Niemand	1,0	1,5	2,1	–	3,7	n.s.

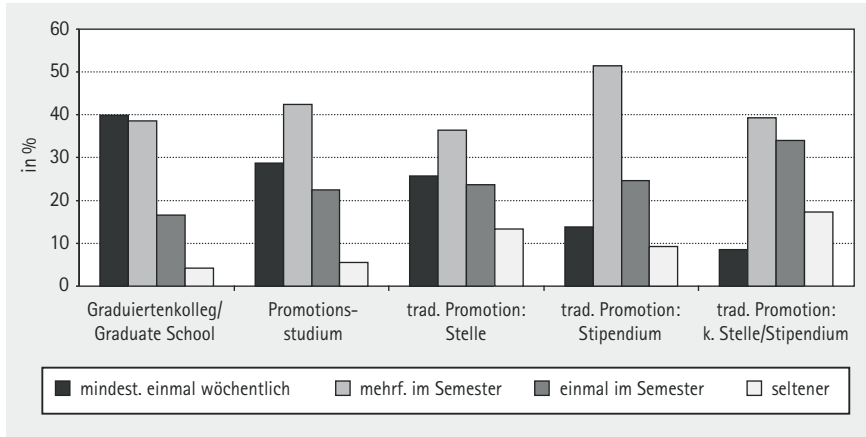
^a Ausschnitt aus der dazugehörigen Kontingenztafel
* signifikant auf 1%-Niveau; n.s. nicht signifikant

4.4.2 Häufigkeit der Betreuung

Strukturierte Promotionsstudien sind u.a. mit dem Ziel angetreten, eine verlässliche Betreuung der Doktoranden zu garantieren. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, ob Doktoranden in strukturierten Promotionsangeboten häufiger mit ihrem Betreuer zusammentreffen als Doktoranden, die auf traditionelle Weise promovieren. Doktoranden in Graduiertenkollegs bzw. Graduate Schools weisen die höchste Betreuungshäufigkeit auf (vgl. Abb. 11). 40% der Doktoranden treffen mindestens einmal wöchentlich mit ihrem Betreuer zusammen und knapp 40% sehen ihren Betreuer mehrfach im Semester. Im Unterschied dazu weist die traditionelle Promotion einen höheren Anteil von Doktoranden auf, die selten betreut werden: zwischen 10 und 18% der traditionell promovierenden Doktoranden kommen seltener als ein Mal pro Semester mit ihrem Betreuer zu einem Betreuungsgespräch zusammen.

⁸ Cramérs V ist ein chiquadratbasiertes Zusammenhangsmaß für nominalskalierte Variablen mit beliebig vielen Ausprägungen. Je näher der Wert an 1 liegt, desto stärker ist der Zusammenhang zweier Variablen.

Abbildung 11: Betreuungshäufigkeit nach dem Promotionstyp



Traditionelle, außerhalb eines Beschäftigungsverhältnisses promovierende Doktoranden empfinden die größte Zufriedenheit über die Häufigkeit der Betreuung und dies, obwohl sie seltener als andere Doktoranden mit ihrem Betreuer zusammentreffen. Über 60% dieser Doktoranden erfahren die Betreuungshäufigkeit als gerade richtig. Von den Doktoranden in strukturierten Promotionsstudien bewertet mehr als die Hälfte die Betreuung als ausreichend. Am unzufriedensten mit der Betreuung sind traditionelle, auf Stellen promovierende Doktoranden: 54% dieser Doktoranden wünschen sich mehr Betreuung als sie bereits erfahren.

Abbildung 12: Zufriedenheit mit der Betreuungshäufigkeit nach dem Promotionstyp (in Prozent)^a

	Graduiertenkolleg/ Graduate School	Promotionsstudium	Traditionelle Promotion			Cramérs V
			Stelle	Stipendium	Keine Stelle/ Stipendium	
Gerade richtig	54,2	53,4	45,6	61,2	61,2	0,10 *
wünsche mehr	43,8	44,2	53,6	38,8	38,5	
wünsche weniger	2,8	2,4	0,8	0	0,4	

^a Ausschnitt aus der dazugehörigen Kontingenztabelle
 * signifikant auf 1%-Niveau

Die Ergebnisse zur Betreuungssituation von Promovierenden führen vor Augen, dass strukturierte Promotionsstudien durch verbindliche Betreuungsangebote von Seiten der Lehrenden dazu beitragen, dass die Mehrheit der Doktoranden eine regelmäßige Betreuung erfährt.

4.5 Wissenschaftliche Förderung und Einbindung in Netzwerke

4.5.1 Wissenschaftliche Förderung über die Dissertation hinaus

Die wissenschaftliche Förderung der Doktoranden sollte sich nicht nur auf die Betreuung der Dissertation beschränken, sondern auch die Hinführung zu Aufgaben in Forschung und Lehre sowie die Unterstützung bei Aktivitäten in der Fachöffentlichkeit umfassen. Die Doktoranden wurden gefragt, wie intensiv sie über die Dissertation hinaus von ihrem Betreuer wissenschaftlich gefördert werden.

Abbildung 13: Wissenschaftliche Förderung über die Dissertation hinaus (Personen, die eine sehr intensive oder intensive Förderung erfahren in Prozent)^a

	Graduier- tenkolleg/ Graduate School	Promotions- studium	trad. Promotion			Cramérs V
			Stelle	Stipen- dium	Keine Stelle/ Stipendium	
Integration in Forschung	39,3	41,3	43,3	25,3	19,0	0,14 *
Vorbereitung auf die Lehre	13,4	19,1	22,0	15,0	6,5	0,14 *
Einweisung in Forschungs- management	20,0	25,0	28,1	21,2	6,2	0,14 *
Gemeinsame Publikationen	34,5	36,5	36,3	13,2	7,8	0,18 *
Unterstützung bei Aktivitäten i. d. Fachöffent- lichkeit	52,5	53,1	53,4	25,3	10,8	0,22 *
Zugang zu wiss. Netzwerken	44,0	45,7	41,6	31,5	18,6	0,13 *

^a Ausschnitt aus der dazugehörigen Kontingenztafel

* signifikant auf 1%-Niveau

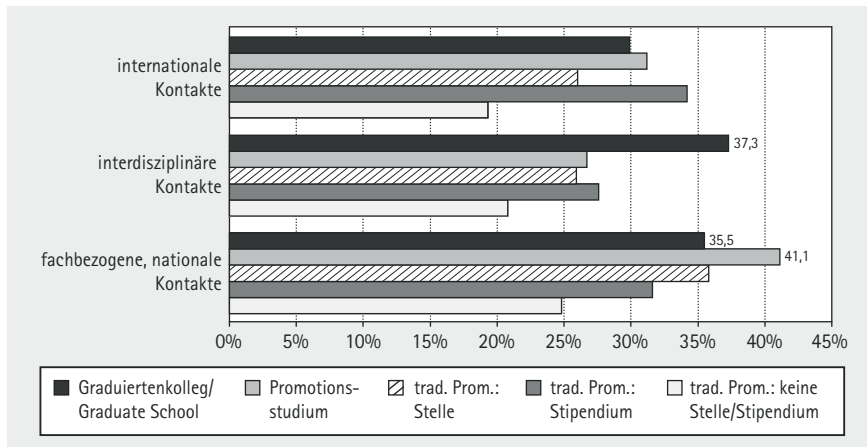
Am häufigsten gaben die Doktoranden an, bei der Teilnahme an Tagungen und der Präsentation ihrer Forschungsarbeiten intensiv gefördert zu werden (vgl. Abb. 13). Eine intensive Unterstützung bei gemeinsamen Publikationen erfährt nur etwa ein Drittel der Doktoranden. Noch niedriger ist der Anteil derer, die bei der Vorbereitung auf die Lehre und bei der Einweisung in das Forschungsmanagement eine intensive Unterstützung durch ihren Betreuer erfahren (je nach Item und Promotionstyp zwischen 15 und 25%).

Unterschiede zeigen sich zwischen den auf Stellen beschäftigten und in ein Promotionsstudium eingebundenen Doktoranden einerseits und jenen außerhalb eines Promotionsstudiums oder einer Stelle promovierenden Doktoranden andererseits. Doktoranden, die weder an einem Promotionsstudium teilnehmen noch eine Stelle innehaben, erfahren eine deutlich schlechtere wissenschaftliche Förderung. Dies verdeutlicht, dass die institutionelle Einbindung der Doktoranden in den Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität ihre wissenschaftliche Entwicklung fördert.

4.5.2 Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke

Die Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke fördert nicht nur die Qualität der Dissertationen. Es ist zu vermuten, dass von der Integration in die Scientific Community ein wesentlicher Impuls für die Fortsetzung der wissenschaftlichen Karriere nach der Promotion ausgeht.

Abbildung 14: Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke (Zusammenfassung der Werte „sehr intensiv“ und „intensiv“)



Außerhalb eines Promotionsstudiums oder einer Stelle promovierende Doktoranden weisen fast durchgängig weniger intensive wissenschaftliche Kontakte auf als Doktoranden in strukturierten Promotionsstudien (vgl. Abb. 14). Dies gilt sowohl für interdisziplinäre Kontakte als auch für fachbezogene nationale Kontakte. Die interdisziplinäre Ausrichtung der Graduiertenkollegs schlägt sich darin nieder, dass 37% der Befragten angaben, intensive bis sehr intensive interdisziplinäre Kontakte aufgebaut zu haben.

4.6 Akzeptanz von Reformen bei Professoren und Doktoranden

Auf welches Maß an Zustimmung stoßen die gegenwärtig diskutierten Reformvorschläge bei den Professoren und Doktoranden (vgl. Wissenschaftsrat 2002; Hochschulrektorenkonferenz 2003)? Die finanzielle Sicherung der Doktoranden über Stellen und Stipendien stößt bei der Mehrheit der Doktoranden und Professoren auf große Zustimmung (vgl. Abb. 15). Von der Mehrheit der befragten Doktoranden und Professoren wird ferner die Internationalisierung der Ausbildung und die Einführung verbindlicher Leistungs- und Betreuungsabsprachen bejaht. Die generelle Begrenzung der Promotionsdauer auf drei Jahre stößt nur bei den Doktoranden auf große Zustimmung: über 80% der Doktoranden stimmen dieser Forderung zu. Bei den Professoren fällt die Zustimmung deutlich geringer aus (ca. 40%).

Auf eine deutlich geringere Zustimmung stoßen in beiden Gruppen hingegen die Reformvorschläge, die sich an dem Modell der Promotionsstudien orientieren. Dazu zählen die Einführung eines promotionsbegleitenden Studienprogramms, transparente Auswahlverfahren und die Einbindung aller Doktoranden in Promotionskollegs. Insbesondere die beiden zuletzt genannten Reformvorschläge werden nur von 20% der Professoren begrüßt.

Die Professoren wurden gefragt, welche Strukturveränderungen des Promotionswesens sie sich für ihr Fach wünschen. Um die 45% der Professoren plädieren für ein Nebeneinander traditioneller und neuer Formen der Doktorandenausbildung (vgl. Abb. 16). Die Ablehnung von Reformen ist bei jenen Professoren deutlich höher, die noch keine Erfahrungen mit strukturierten Promotionsstudien gemacht haben. Für eine vollständige Ersetzung der bisherigen Praxis durch strukturierte Promotionsstudien sprechen sich nur wenige Professoren aus (zwischen 10 und 14%).

Abbildung 15: Akzeptanz von Reformmaßnahmen (Zusammenfassung der Werte „stimme voll zu“ und „stimme zu“)

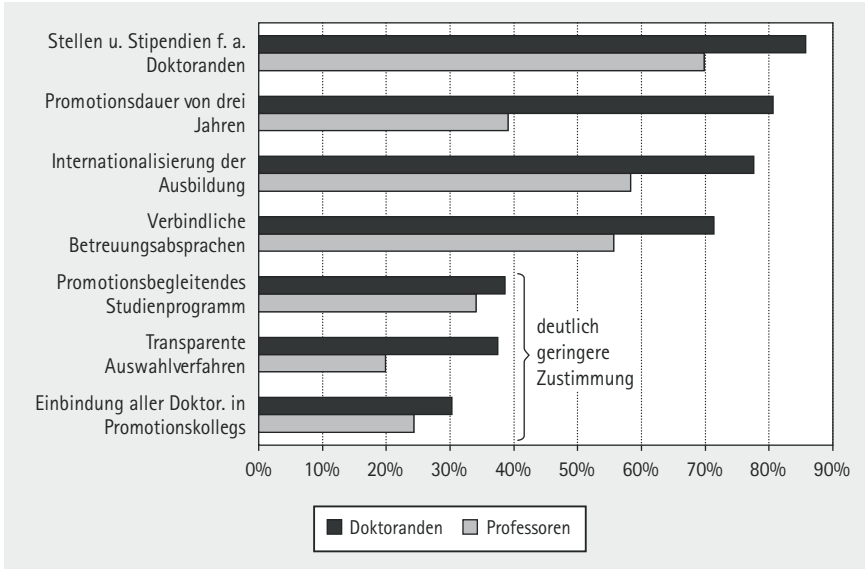
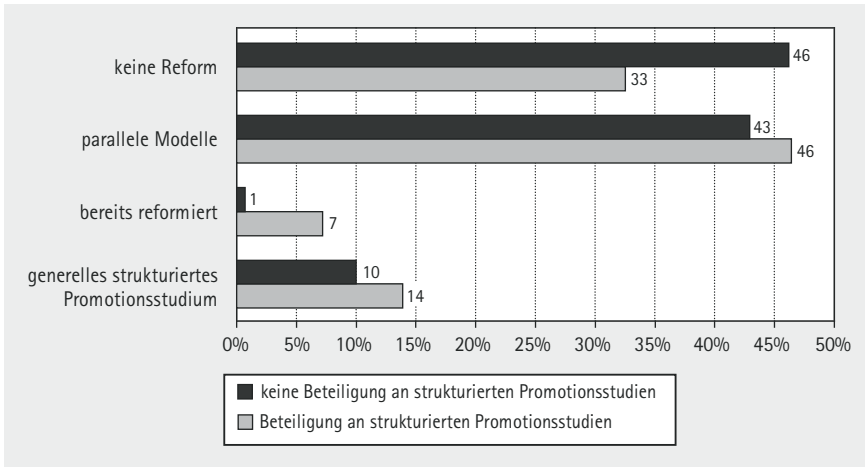


Abbildung 16: Reformwünsche der Professoren nach Beteiligung an strukturierten Promotionsstudien



Die Votierungen für die einzelnen Reformalternativen differieren teils erheblich zwischen den Fächergruppen. Daran wird sichtbar, dass Reformen in Studium und Wissenschaft eng zusammenhängen mit den jeweiligen Fächerkulturen, ihren Traditionen und Arbeitsweisen, dem Grad an Internationalisierung, den Produktions- und Publikationszyklen von Forschungsergebnissen usw. Daher kann der breite Wunsch nach einem Nebeneinander von traditionellen und neuen Strukturen nicht überraschen.

5 Folgerungen

Mit Blick auf das Thema „Promotionsstudium – ein Beitrag zur Eliteförderung“ erlauben die vorgelegten Ergebnisse die folgenden Schlussfolgerungen. Die Befunde unterstützen die Argumente der Befürworter einer stärkeren Strukturierung der Promotionsphase. Wichtige Elemente der Gewinnung und Ausbildung von wissenschaftlichen Leistungseliten sind im herkömmlichen Promotionswesen relativ schwach ausgeprägt. Dazu zählen die gezielte Auswahl und Förderung der Besten, ein studienbegleitendes Lehrprogramm sowie regelmäßige und verlässliche Betreuungsstrukturen. Im Hinblick auf diese Bereiche der Nachwuchsausbildung und –förderung sind die strukturierten Promotionsstudien der traditionellen Promotion überlegen. Die Auswahl der Doktoranden ist häufiger formell geregelt und gewährleistet dadurch einen transparenten Wettbewerb unter den Bewerbern, promotionsbegleitende Studienangebote intensivieren und erweitern die Forschungsgebiete der Doktoranden und verbindliche Betreuungsangebote garantieren eine regelmäßige Betreuung.

Gerade im Hinblick auf eine wissenschaftliche Laufbahn müssen die Weichen früh gestellt werden. Unverzichtbar dafür sind Aktivitäten in der Fachöffentlichkeit (Publikationen, Teilnahme an und Präsentationen auf Tagungen) sowie der Zugang zu wissenschaftlichen Netzwerken. In diesen Bereichen erfahren Stipendiaten und externe Doktoranden eine deutlich schlechtere Förderung, da sie in der Regel eine geringe Hochschulverankerung und Bindung zum Doktorvater aufweisen.

Neue Wege der Doktorandenausbildung werden von der Professorenschaft bisher überwiegend als sinnvolle Ergänzung, nicht aber als grundsätzliche Alternative angesehen. Daraus folgt, dass auch die traditionelle Promotion durchaus viele Vorteile besitzt. Dieses Votum in Verbindung mit dem zusätzlichen Finanzierungsaufwand, der mit der flächendeckenden Einführung von strukturierten Promotionsstudien verbunden wäre, unterstreicht die Annahme, dass sich zumindest mittelfristig ein Nebeneinander verschiedener Promotionsmodelle als vernünftige Lösung erweisen dürfte.

Große Chancen für die zukünftige Ausrichtung des deutschen Promotionswesens liegen in einer stärkeren Strukturierung der Promotionsphase durch verbindliche Betreuungs- und Studienangebote (gerade auch im Rahmen traditioneller Wege). Sie könnte dazu beitragen, gemeinsame Standards in der Doktorandenausbildung zu etablieren, welche diesen Bereich der Eliteförderung auf eine breitere Basis stellen.

Literatur

Berning, Ewald ; Harnier, Louis von; Hofmann, Yvette (2001): Das Habilitationswesen an den Universitäten in Bayern. Praxis und Perspektiven. München (Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung. Monographien: Neue Folge 57).

Bochow, Michael; Joas, Hans (1987): Wissenschaft mit Karriere. Der berufliche Verbleib des akademischen Mittelbaus. Frankfurt.

CHEPS (2002): "Science, Training and Career. Changing Modes of Knowledge Production and Labor Markets. Proceedings. Twente University. (http://www.utwente.nl/cheps/whats_new/latest_news/archive/conferencescience.doc/index.html)

Czock, Heidrun; Wildt, Johannes (1985): Doktoranden. Eine von der May-Traeger-Stiftung geförderte Untersuchung der Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses. Freiburg.

DFG (2002): Befragung der Doktorandinnen und Doktoranden der Graduiertenkollegs zur Qualität der Förderung – Erste Ergebnisse. Bonn.

Enders, Jürgen (1996): Die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Ausbildung, Beschäftigung und Karriere der Nachwuchswissenschaftler und Mittelbauangehörigen an den Universitäten. Frankfurt, New York.

Enders, Jürgen; Bornmann, Lutz (2001): Karriere mit Dokortitel? Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten. Frankfurt.

Enders, Jürgen; de Weert, Egbert (Hrsg.) (2004): The International Attractiveness of the Academic Workplace in Europe. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). Twente University (im Erscheinen).

Hochschulrektorenkonferenz (2003): Zur Organisation des Promotionsstudiums. Entschließung des Plenums. Bonn (<http://www.hrk.de/downloads/Promotion.pdf>)

Holtkamp, Rolf; Fischer-Bluhm, Karin; Huber, Ludwig (1986): Junge Wissenschaftler an der Hochschule. Bericht der Arbeitsgruppe „Lage und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“. Frankfurt, New York.

Kersting, Norbert (2000): Promotionsstudium im Vergleich. Reihe: Marburger Meinungsbilder 2000, 1. Marburg.

Kivinen, Osmo; Ahola, Sakari; Kaipainen, Päivi (Eds.) (1999): Towards the European Model of Postgraduate Training. Turku University.

Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2003): Memorandum "The role of universities in a Europe of knowledge". Brüssel.

Sadlak, Jan (Hrsg.) (2004): Doctoral Studies and Qualifications in Europe and the United States: Status and Prospects. UNESCO/CEPES Studies in Higher Education. Bukarest.

Wissenschaftsrat (2002): Empfehlungen zur Doktorandenausbildung. Saarbrücken.

Anschrift der Verfasser:

Dr. Ewald Berning, Dr. Susanne Falk

Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und -planung

Prinzregentenstraße 24

80538 München

e-Mail: berning@ihf.bayern.de; falk@ihf.bayern.de

Woran denkt die Politik beim Ruf nach Elitestudiengängen?

Thomas Goppel

Die Förderung besonders leistungsfähiger und leistungswilliger junger Akademiker ist seit kurzem wieder in aller Munde. Selbst Exponenten eines politischen Lagers, das jahrzehntelang die Bildungslandschaft unter dem Banner falsch verstandener Chancengleichheit platt zu machen versuchte, möchte sich jetzt am Nektar der Eliteförderung laben.

In Bayern hat sie mit der seit fast 200 Jahren bestehenden Stiftung Maximilianeum eine lange Tradition. Zu Zeiten, in denen sich andere Länder der programmatischen Egalität verschrieben, hat Bayern möglichst Vielen hervorragende Bildungschancen eingeräumt und zugleich auf Leistungs differenzierung und Leistungsbelohnung gesetzt. Dieses Investment, das sich über Generationen bewährt hat, kann so falsch nicht gewesen sein. Wenn der Werdegang der von der Stiftung Maximilianeum geförderten Studentinnen und Studenten geprüft würde, wäre der Effekt nachweisbar. Wer auf Spitzen baut, sie animiert, aber zum Wetteifern zwingt, bleibt nicht ohne Erfolg. Doch wir dürfen uns auf solchen Meriten nicht ausruhen. Deshalb hat die Bayerische Staatsregierung bereits vor einem knappen Jahr mit der Initiierung des Elitenetzwerks Bayern ein deutliches Zeichen gesetzt.

Die Zielvorstellungen, welche die Bayerische Staatsregierung an eine Förderung der leistungswilligen und leistungsfähigen jungen Leute knüpft, betreffen Sie alle. Denn Eliteförderung endet nicht bei den Studierenden; sie umfasst selbstverständlich auch die Forschenden und Lehrenden in allen Ebenen des universitären Lebens. Diese Breite, die wir mit der Förderung der Vorstellungen der Leistungselite erreichen wollen, ist es übrigens, die ich zu allererst gegen den Einfall der SPD ins Feld führe, Eliteuniversitäten zu gründen. Wir brauchen, sollen unsere Hochschulen und unsere jungen Menschen international bestehen können, ein hohes Exzellenzniveau an allen unseren Universitäten. Die deutsche Hochschullandschaft braucht keine ‚Eliteinseln‘, sondern ein flächendeckendes ‚Qualitätsnetz‘ in Länderzuständigkeit, das aus Spitzenangeboten an unterschiedlichen Standorten besteht und sich gegenseitig ergänzt. Jede Hochschule muss zumindest in den Bereichen, die ihr unverwechselbares Profil bilden, eine Spitzenstellung im internationalen Wettbewerb einnehmen können. Und diese profilbildenden Exzellenzfelder werden dann auf die gesamte Universität ausstrahlen und das Niveau insgesamt hoch-

halten bzw. hochziehen, damit alle Studierenden an allen unseren Standorten die Chance auf eine gute Ausbildung haben, die den internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht. Der Weg über vereinzelte Eliteuniversitäten hingegen birgt, davon bin ich fest überzeugt, nur die Gefahr in sich, dass wegen solcher „Leuchtturmprojekte“ in der Breite gespart wird.

Die Bundesregierung hat uns das im Übrigen gerade wieder bewiesen. Dort, wo Bundeszuständigkeiten bestehen, wie bei der gemeinsamen Forschungsförderung oder Hochschulbaufinanzierung, bricht die rot-grüne Bundesregierung Zusagen oder schleicht sich aus der Verantwortung. Im Gegenzug versucht sich der Bund dort, wo er keine Verantwortung hat, in Länderkompetenzen einzukaufen. Dabei kann der Bund noch nicht einmal seine bisherigen Förderungen im Bereich des Hochschulbaus aufrechterhalten. Die Bundesregierung hat 2003 angekündigt, bis zum Jahr 2007 die Bundesmittel für den Hochschulbau um über 30 Prozent zu kürzen, bereits für dieses Jahr ist eine Kürzung um 16 Prozent beschlossen. Das trifft die Hochschulen im Mark, und wenn wir diesen Weg weitergehen wollten, hätten wir, rascher als uns lieb ist, amerikanische Verhältnisse: In der Breite wären unsere Hochschulen dann auf dem Niveau eines wissenschaftlichen Schwellenlandes. Ob wir dafür dann wirklich einige Top-Universitäten à la Stanford und Harvard bekämen, stünde gleichwohl in den Sternen.

Deshalb halte ich auch gar nichts von den Plänen von Bundesbildungsministerin Bulmahn, die von Bund und Ländern gemeinsam getragene Förderung für die großen Forschungsorganisationen künftig in alleinige Bundeszuständigkeit zu übernehmen. Die gemeinsame Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Max-Planck-Gesellschaft, der Fraunhofergesellschaft und Helmholtzgemeinschaft hat sich bewährt. Das Zusammenwirken von Ländern und Bund hat die Gefahr einer unangemessenen Einflussnahme eines staatlichen Alleingeldgebers gebannt. Das ist der beste Garant für die Sicherung der Freiheit der Forschung.

Bayerns Wissenschaftslandschaft mit seiner Vielzahl hervorragender Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen ist international vor allem in der Forschung hervorragend aufgestellt. Exzellente Gruppen an den elf bayerischen Universitäten, elf (demnächst zwölf) Max-Planck-Einrichtungen, drei Großforschungseinrichtungen (Helmholtz-Zentren), vier (demnächst fünf) Fraunhofer-Institute, fünf „Blaue Liste“-Forschungseinrichtungen und zahlreiche weitere Institutionen forschen – von DFG, Humboldtstiftung und anderen großen Fördereinrichtungen anerkannt – an vorderster Front der internationalen Konkurrenz. Die disziplinäre und institutionelle Enge früherer Jahre ist internationaler

Strategie, überregionaler Kooperation und der Vernetzung mit den Forschungsgruppen der Wirtschaft gewichen. Beleg hierfür ist u. a. die seit 15 Jahren erfolgreiche Arbeit in etwa 40 bayerischen Forschungsverbänden. In rund 50 Sonderforschungsbereichen und 37 Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bayern zeigt sich die steigende Tendenz zu fach- und universitätsübergreifender Zusammenarbeit.

Diese günstige Ausgangslage in der Forschung und in der Infrastruktur für eine Elitebildung spiegelt sich allerdings bislang nur zum Teil in der Ausbildung und Weiterqualifizierung besonders Leistungstarker wider. Um diesen Mangel zu beseitigen, hat die Bayerische Staatsregierung das Elitenetzwerk Bayern ins Leben gerufen. Alle Ressorts haben sich unter erheblichem Verzicht dazu bereit erklärt, ab diesem Jahr mehr als 200 Planstellen für die gezielte Eliteförderung an den Bayerischen Landesuniversitäten zur Verfügung zu stellen.

Dem Vorbild führender amerikanischer Hochschulen folgend will die Bayerische Staatsregierung Strukturen schaffen, die es herausragenden Studenten und Graduierten erlauben, früher als bisher eine höhere fachliche und überfachliche Kompetenz zu erreichen. Mit einem gezielten Ausbau der Exzellenzbasis werden wir zunächst die Zahl herausragender Absolventen steigern und mittelfristig weltweit Spitzenkräfte des wissenschaftlichen Nachwuchses für Wissenschaft und Wirtschaft in Bayern anziehen. Damit werden Impulse für die wissenschaftliche Entwicklung möglich, wie sie in den USA durch die führenden Universitäten vermittelt werden.

Eine überfachliche und überörtliche Vernetzung hat sich in einigen Forschungsförderverfahren als außerordentlich erfolgreich erwiesen. Sie wird aber noch nicht weitgehend genug zwischen den Forschungseinrichtungen selbst sowie in der Lehre und in der wissenschaftlichen Weiterqualifizierung praktiziert. Hier ruhen unerschlossene Exzellenzreserven.

Durch eine Verknüpfung verschiedener Eliteelemente zu neuen, fächerübergreifenden Schwerpunkten kann mit überschaubarem Aufwand ein signifikanter Mehrwert erreicht werden. Dies wird einen Qualitätsschub bewirken, der es ermöglicht, zu den international führenden Wissenschaftsregionen aufzuschließen.

Zusätzliche Chancen ergeben sich aus einer Verbesserung der bestehenden Eliteförderung. Hierzu zählen insbesondere

- eine kostenneutrale Modernisierung der spezifisch bayerischen Hochbegabtenförderung,
- eine Verknüpfung von Hochbegabtenförderung im Schul- und Hochschulbereich (daran arbeiten wir bereits intensiv) sowie
- der Ausbau von zusätzlichen begabtenpezifischen Serviceleistungen, gemeint sind hier Betreuungsnetzwerke, summer schools u.ä.

Universitäten, die Akademien der Wissenschaften, Forschungsfördereinrichtungen sowie gesellschaftliche und politische Gruppierungen haben der Eliteförderung vielfach Rechnung getragen und Exzellenzförderprogramme und -einrichtungen geschaffen. Angesichts des Reformstaus in vielen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systemen Deutschlands ist die Forderung unüberhörbar geworden, die besonders Leistungsfähigen und Leistungswilligen an den Universitäten verstärkt zu fördern und gezielt für Führungsaufgaben in unserem Land zu qualifizieren. Die staatliche Aufgabe liegt heute darin, die strukturellen Voraussetzungen für eine Entfaltung der personellen Elitepotenziale im Rahmen einer Verknüpfung vorhandener Lehr- und Forschungskapazitäten zu schaffen.

Elitestudiengänge sollen als neue Paralleloption zu bestehenden Studiengängen eingeführt werden, diese also nicht verdrängen. Vielmehr sollen sie das Gesamtangebot der Hochschulen differenzieren und erweitern. Elitestudiengänge dürfen nicht in einem abgeschirmten Raum der Hochschule stattfinden. Sie müssen im Selbstverständnis der Hochschule verankert werden und sollen von Studienanfängern als Herausforderung begriffen werden können. Wenn geeignete, sorgfältig ausgewählte Lehrveranstaltungen für einen weiteren Teilnehmerkreis geöffnet werden, lassen sich wichtige Impulse in benachbarte Studiengänge vermitteln.

Mit den neu einzurichtenden Elitestudiengängen haben wir uns zum Ziel gesetzt, herausragende Studierende zu fachlichen Spitzenleistungen zu führen und gleichzeitig offene und integre Persönlichkeiten zur Entfaltung zu bringen, die nach Abschluss des Studiums auf besondere Herausforderungen in der Forschung oder Führungsaufgaben in der Berufswelt optimal vorbereitet und bereit sind, umfassend Verantwortung zu übernehmen. Sie sind als Elite-Masterstudiengänge im Anschluss an einen mit sehr gutem Erfolg absolvierten Bachelor-Studiengang angelegt. In geeigneten Fällen können sie auch als

Elite-Teilstudiengänge ausgestaltet werden, die nach einem mit „sehr gut“ bestandenen Vordiplom einsetzen. Sowohl Lernende als auch Lehrende werden nach Exzellenzgesichtspunkten ausgewählt. Wir fordern hier von beiden Seiten besonderes Engagement.

Elitestudiengänge werden von den bayerischen Landesuniversitäten konzipiert. Für ein exzellentes Lehrangebot bündeln sie in Zusammenarbeit untereinander herausragende Kompetenzen und ziehen die Expertise außeruniversitärer Forschungseinrichtungen bei. Die bisher eingegangenen Anträge zeichnen sich vielfach durch einen sehr hohen Grad an Vernetzung aus.

Tragende Gestaltungsgrundsätze für Elitestudiengänge sind:

1. Profilierung des fachlichen Angebots, d.h. Auswahl der Dozenten nach Exzellenzgesichtspunkten; Aufnahme fachübergreifender Komponenten in das Curriculum, attraktive inhaltliche Schwerpunkte, die innovativ aber nicht modisch sein sollen.
2. Internationalisierung: Damit sind Auslandsaufenthalte bzw. Praktika, ausländische Dozenten oder fremdsprachige Lehrveranstaltungen gemeint.
3. Hohe Betreuungsintensität mit klaren Verantwortlichkeiten für jeden Einzelnen und die gesamte Gruppe sowie mit einer regelmäßigen Überprüfung der Qualität.
4. Erweiterung des geistigen Horizonts und der Persönlichkeitsbildung der Studenten durch besondere Angebote und Anforderungen.
5. Vertiefte Vermittlung von Schlüsselqualifikationen.
6. Hinführung zu einem postgradualen Studium bzw. zu einer wissenschaftsbezogenen beruflichen Tätigkeit in verantwortlicher Position durch möglichst frühzeitige Teilhabe an der Forschung.

Dieser letzte Punkt liegt mir besonders am Herzen. Jürgen Mittelstraß stellte einmal die Frage: „Gibt es einen höheren Begriff des Studiums als den eines forschungsnahen Studierens?“ Wir wollen wissenschaftliche Elite bilden. Das wird uns nur dann gelingen, wenn wir den Besten die Chance geben, sich von Beginn an forschend zu betätigen. In weiten Teilen der universitären Lehre hat das Paradigma Schule das Paradigma Universität bereits ersetzt. Dem wollen wir entgegensteuern und beweisen, dass Forschung und Lehre untrennbar miteinander verbunden sind.

Die bewährten Lehrformen des Hauptstudiums werden durch Wochenendseminare, Exkursionen und Sommerakademien ergänzt. Ziel muss es sein, Kommunikation und Interaktion zwischen den Studierenden zu fördern und sie zusätzlich mit Anstößen und Herausforderungen auf höchstem Niveau zu konfrontieren.

Elitestudiengänge werden nach einer für alle bayerischen Landesuniversitäten offenen Ausschreibung auf fünf Jahre befristet eingerichtet. Anschließend gibt es die Möglichkeit einer einmaligen Weiterfinanzierung. Zur Sicherstellung des Exzellenzanspruchs findet eine studienbegleitende interne und eine in angemessenen Abständen angesetzte externe Evaluation statt.

Mit den internationalen Doktorandenkollegs haben wir uns zum Ziel gesetzt, Graduierte, die durch herausragende Studienleistungen ausgewiesen sind, im Rahmen einer strukturierten Doktorandenausbildung mit internationalem Zuschnitt auf eine wissenschaftliche Laufbahn oder auf verantwortliche Aufgaben im Gemeinwesen vorzubereiten. Die internationalen Doktorandenkollegs sind darauf ausgerichtet, den wissenschaftlichen Nachwuchs durch Forschung im Rahmen hochrangiger wissenschaftlicher Themen zu fordern und zu fördern. Damit etablieren wir in Bayern ein attraktives Gegengewicht zu Spitzenangeboten des Auslands. Für internationale Doktorandenkollegs führt eine Trägeruniversität mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen die Kompetenzen für ein exzellentes Forschungs- und Ausbildungsprogramm mit starker internationaler Ausrichtung zusammen. Grundlage eines Doktorandenkollegs muss eine im internationalen Vergleich exzellente Forschung sein. Die hohe wissenschaftliche Qualität des Angebots findet ihre Entsprechung in den hohen Anforderungen an die Promovenden.

Gestaltungsgrundsätze für internationale Doktorandenkollegs sind u.a.:

- Eine intensive Betreuung der Promovenden durch ein Dissertationskomitee aus wenigstens zwei Hochschullehrern mit regelmäßiger Qualitätsprüfung,
- ein für alle Beteiligten verbindlicher Zeithorizont,
- die Gelegenheit für Promovenden zur Teilnahme an internationalen Veranstaltungen und anderweitigen Kontakten mit ausländischen Wissenschaftlern,
- die Einbindung der Promovenden in die Forschung sowie das Angebot hochrangiger berufsbezogener Elemente in Fächern, in denen nicht primär eine Tätigkeit in der Wissenschaft angestrebt wird.

Das promotionsbegleitende Curriculum wird in konzentrierter Form insbesondere durch Wochenendseminare, Workshops und Sommerakademien angeboten. Neben die Vermittlung methodischer Kenntnisse sollen Elemente der Berufsvorbereitung treten. Darunter verstehen wir die Vermittlung von Präsentations-, Lehr- und Publikationserfahrung, Teamfähigkeit und Führungskompetenz sowie von Kenntnissen über Verfahren der Mittelwerbung und im Projektmanagement.

Für hervorragende Nachwuchswissenschaftler sind bei einheitlich hohen Leistungsanforderungen verschiedene Zugangswege möglich:

- über ein mit Master- oder Diplomgrad abgeschlossenes Universitätsstudium,
- über ein Fachhochschulstudium, das mit einem herausragendem Master- oder Diplomgrad abgeschlossen wurde und an das sich ein erfolgreich absolviertes, vom Kolleg initiiertes Trainingsprogramm angeschlossen hat
- über ein spezifisches einjähriges universitäres Trainingprogramm während des Hauptstudiums und eine anschließende Masterthesis oder Diplomarbeit mit Ausrichtung auf das Kolleg (dies gilt insbesondere für ausländische Bewerber).

Doktorandenkollegs werden nach einer für alle bayerischen Universitäten offenen Ausschreibung für vier Jahre befristet mit der Möglichkeit einer einmaligen Weiterfinanzierung aus Mitteln des Elitenetzwerks Bayern eingerichtet. Zur Sicherstellung des Exzellenzanspruchs wird – wie schon bei den Elitestudiengängen – sowohl eine studienbegleitende interne als auch eine externe Evaluation durch ein internationales Gutachtergremium durchgeführt.

Noch mehr als bei den Elitestudiengängen erwarten wir von den internationalen Doktorandenkollegs eine Signalwirkung auf exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Ausland. Wir wollen mit dem Elitenetzwerk Bayern ein Instrument schaffen, das der deutschen Forschung wieder weltweit zu dem Stellenwert verhelfen soll, der zu Humboldts Zeiten den Ruf der Deutschen als Dichter und Denker begründete.

Die Bildung von wissenschaftlichen Netzwerken sorgt bei allen Beteiligten der Eliteförderung für hohe Anstoß- und Synergieeffekte. Die nachfolgend erwähnten Aktivitäten sollen diesen Prozess befördern; sie sind keineswegs abschließend zu verstehen, vielmehr nur als Beispiele in der Startphase:

- Eine Vernetzung ist sowohl zwischen exzellenten Forschungszentren und den neuen Elitemodulen des Elitenetzwerks Bayern als auch innerhalb der Elitemodule herzustellen. Zugleich suchen die Universitäten im Sinne einer klaren internationalen Profilierung in den Elitestudiengängen ebenso wie in den internationalen Doktorandenkollegs Anschluss an ausgewiesene Spitzeneinrichtungen des Auslands durch Austausch geeigneter Lehrmodule, fremdsprachiger Lehrveranstaltungen, Auslandspraktika und Beteiligung ausländischer Wissenschaftler an der Ausbildung und Betreuung.
- Diesen fachspezifischen Vernetzungsprozess unterstützen wir systematisch durch eine in der Geschäftsstelle des Elitenetzwerks Bayern angesiedelte überfachliche Plattform zur Intensivierung von Information, Kommunikation und Kooperation. Ziel ist u. a. die Vermittlung hochwertiger in- und ausländischer Praktikumsplätze, Unterstützung bei der Vermittlung überfachlicher Lehrangebote, gemeinsame Inanspruchnahme von Angeboten durch Gastprofessoren und Ähnliches mehr. Sobald sich dieses Netzwerk etabliert hat, können weitere Partner einbezogen werden.

Die Einrichtung der Elitestudiengänge und internationalen Doktorandenkollegs erfolgt im Wege eines bottom up-Prozesses. Eine hochkarätig international besetzte Kommission unter der Leitung des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker, hat in einem zweistufigen Verfahren die Auswahl der zu fördernden Konzepte übernommen. Um zu frühe Festlegungen zu vermeiden, haben wir keine thematischen oder strukturellen Vorgaben gemacht. Die Kommission hat die Skizzen begutachtet und hieraus die viel versprechendsten bestimmt.

In einem zweiten Schritt hat die Kommission die Hochschulen zur Vorlage eines ausgearbeiteten Antrags aufgefordert. Diese Anträge werden von der Kommission unter Heranziehung von Gutachtern nach fachlichen und methodischen Gesichtspunkten beurteilt. Auch an diesem Wochenende finden in Ismaning Anhörungen in einem Fachausschuss des Elitenetzwerks Bayern statt. Die besten Konzepte aus den eingegangenen Anträgen empfiehlt die Kommission auf ihrer Sitzung Ende Februar 2004 dem Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst zur Förderung. Auf der Basis dieser Empfehlung werden wir so schnell wie möglich die ersten Förderungen anlaufen lassen, damit wir noch in diesem Jahr sagen können: Das Elitenetzwerk Bayern arbeitet.

Meine Damen und Herren: Woran also denkt die bayerische Politik beim Ruf nach Elitestudiengängen? Zunächst daran, dass in Berlin offenbar jemand auf der Leitung stand, als vor einem Jahr die Bayerische Staatsregierung ein in sich schlüssiges und attraktives

Elitebildungskonzept beschloss und anlaufen ließ. Sie denkt ferner, dass das Elitenetzwerk Bayern entscheidend zu einer innovativen und international konkurrenzfähigen akademischen Ausbildung in Bayern beitragen wird. Die Elitemodule werden, da bin ich sehr zuversichtlich, in die Universitäten insgesamt hineinwirken; sie werden beispielgebend sein für viele Studiengänge und Prototypen einer integrierten modernen Doktorandenausbildung werden. Damit erreichen wir wesentlich mehr als „nur“ eine hervorragende Ausbildung der besonders leistungsfähigen und leistungswilligen Studentinnen und Studenten, damit erreichen wir auch eine Verbesserung des Gesamtniveaus unserer Hochschulen. Sie alle, meine Damen und Herren, will ich ermutigen, durch Profilierung die Stärken unserer Universitäten zu vermehren und jede Universität in den Bereichen ihrer exzellenten Kernkompetenzen zu einer Eliteuniversität werden zu lassen. Die Bayerische Staatsregierung wird die Universitäten auf diesem Weg tatkräftig unterstützen. Mir sind alle Gespräche auf dem weiteren Weg hin zu dieser wichtigen Profilierung wichtig und willkommen.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Thomas Goppel

Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Salvatorstr. 2

80327 München

Aus der Arbeit des Staatsinstituts

Am 13. Juli 2004 stellte das Staatsinstitut auf einer wissenschaftlichen Tagung mit dem Thema „Das Promotionswesen im Umbruch“ die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zum Promotionswesen an den Universitäten und Forschungsinstituten in Bayern vor. In der langen Reihe der Arbeiten des Staatsinstituts zur Ausbildung und den Berufsperspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses ist diese Untersuchung ein Beitrag zur aktuellen internationalen Diskussion über die Optimierung der Promotionsphase und deren zeitgemäßer Gestaltung als „research training“ und Instrument der Personalentwicklung an Hochschulen. Wie schon die Studie zum „Habitationswesen an den Universitäten in Bayern“ (2001) trifft auch die neue Untersuchung auf ein europaweites Interesse. Im Rahmen des Bologna-Prozesses widmen u.a. die europäischen Bildungsminister den „doctoral studies“ als dem (nach dem Bachelor- und Master-Studium) abschließenden Teil der auf einander aufbauenden Studienzuklen ihre spezifische Aufmerksamkeit.

Das Promotionswesen in Bayern befindet sich – in der Einschätzung von Professoren und Doktoranden – in der Tat in einer Phase des Umbruchs und der Entwicklung von einer individuellen wissenschaftlichen Qualifizierung in einem bilateralen Betreuungsverhältnis hin zu inhaltlich und organisatorisch curricular strukturierten Promotionsstudien. Mehr als die Hälfte der Professoren und etwa 40% der Doktoranden sind von diesen neuen Perspektiven bereits betroffen und gestalten sie mit. Trotz des – fächerweise unterschiedlich starken – Beharrrens mancher Professoren auf ihrer herkömmlichen Alleinverantwortung für die Gestaltung der Promotion zeichnet sich die Verbreitung strukturierter Promotionsstudien unter größerer institutioneller Beteiligung der Fächer und Fakultäten sowie der Universitätsleitungen ab.

Die Einzelbeiträge der Tagung sind auf den Internetseiten des Staatsinstituts dokumentiert (<http://www.ihf.bayern.de> – *Promovieren in Bayern*). Der Untersuchungsbericht wird Ende 2004 erscheinen. Ein Teilbeitrag findet sich in diesem Heft (*Berning/Falk, S. 54–76*). Das Heft 1–2005 der Beiträge zur Hochschulforschung wird dem Thema „Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses gewidmet sein.

Neue Monographien

Lydia Hartwig: National report of Germany for the OECD/IMHE-HEFCE project on financial management and governance of higher education institutions (Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung. Monographien Neue Folge 69), 49 Seiten

Die staatliche Finanzierung der Hochschulen befindet sich in vielen Ländern in einer Phase des Umbruchs. An die Stelle staatlicher Detailsteuerung tritt zunehmend eine stärkere Finanzautonomie der Hochschulen, die auf der anderen Seite die Entwicklung und den Einsatz geeigneter Steuerungsinstrumente erforderlich macht. Hierbei werden in den einzelnen Staaten unterschiedliche Wege eingeschlagen.

Dies war der Anlass für eine internationale Vergleichsstudie zu Hochschulfinanzierung und -steuerung, die unter Federführung des OECD-Programms für Institutional Management in Higher Education (IMHE) in Zusammenarbeit mit dem Higher Education Funding Council for England (HEFCE) in den Jahren 2002/2003 durchgeführt wurde. Die teilnehmenden Staaten waren Australien, Deutschland, Großbritannien, Irland, Japan, Niederlande, Schweden und USA. Das Bayerische Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung beteiligte sich an dem Projekt für die deutsche Seite mit Zustimmung des Hochschulausschusses der Kultusministerkonferenz.

Wesentlicher Bestandteil der internationalen Vergleichsstudie sind die Berichte der teilnehmenden Staaten. Sie folgen weitgehend einem einheitlichen Aufbau. Da in Deutschland, anders als in vielen anderen Staaten, die Länder Träger der Hochschulen sind und für ihre finanzielle Ausstattung Sorge tragen, wurden exemplarisch Darstellungen von sechs Universitätskanzlern integriert, welche die Vielfalt der Finanzierungs- und Steuerungsmodelle in den verschiedenen Ländern der Bundesrepublik Deutschland deutlich machen.

Die nationalen Berichte dienen als Informationsgrundlage für den international vergleichenden Bericht, der von IMHE und HEFCE unter der Federführung einer Lenkungsgruppe aus allen teilnehmenden Staaten erarbeitet und auf einer internationalen Tagung im Januar 2004 Fachleuten aus Hochschulen und Hochschulpolitik vorgestellt wurde.

Alle Länderberichte sowie der internationale Bericht können auch über den folgenden Link eingesehen und herunter geladen werden:

http://www.ihf.bayern.de/fr_internationales

Götz Schindler; Gerdi Stewart: Lehrauftragsprogramm an bayerischen Fachhochschulen zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses. München 2004 (Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung. Monographien Neue Folge 70), 80 Seiten

Der Bayerische Landtag hat im Jahr 2000 ein Lehrauftragsprogramm zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses an bayerischen Fachhochschulen aufgelegt, an dem zwischen Wintersemester 2001/2002 und Sommersemester 2003 124 berufserfahrene Akademikerinnen teilgenommen haben. Um den Erfolg des Programms zu überprüfen, hat das Bayerische Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung eine Evaluation durchgeführt. Die Lehrbeauftragten wurden schriftlich zu ihrem Bildungsweg, ihren wissenschaftlichen, berufspraktischen und didaktischen Qualifikationen sowie zu ihren positiven und negativen Erfahrungen mit dem Lehrauftragsprogramm befragt. Darüber hinaus vermittelten Expertengespräche in den Fachbereichen wichtige Erkenntnisse über die Erfahrungen, die Organisation und die Akzeptanz des Lehrauftragsprogramms an den einzelnen Hochschulen.

Zum Befragungszeitpunkt hatte sich bereits mehr als ein Drittel der Teilnehmerinnen auf eine Professur beworben, drei Lehrbeauftragte wurden innerhalb der kurzen Laufzeit zu Professorinnen ernannt. Fast drei Fünftel der Befragten haben durch das Programm gute Kontakte zu Fachhochschulen herstellen können, die für die Erreichung des Ziels, Professorin an einer Fachhochschule zu werden, hilfreich sein können. 80 % der Lehrbeauftragten würden ihren Lehrauftrag gern noch ausweiten.

Die meisten Frauen haben Lehraufträge in Architektur, Design, Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften übernommen, während nur wenige für ingenieur- und naturwissenschaftliche Fachbereiche gewonnen werden konnten. Gerade hier sind noch verstärkte Anstrengungen nötig.

Mit dem Programm ist es vielfach gelungen, erwerbstätige Hochschulabsolventinnen für eine Professur an einer Fachhochschule zu interessieren, die ein ausgeprägtes fachliches und didaktisches Interesse an einer solchen Tätigkeit haben. Damit wird den Fachhoch-



schulen ein wichtiges Potential für die Besetzung von Professuren erschlossen. Es stellt für die beteiligten Fachbereiche einen Gewinn an Lehrqualität und -kapazität dar und wird daher als „erster wirklich guter Schritt“ bezeichnet, um den Frauenanteil beim Hochschulpersonal zu erhöhen.

Die Studie kann im Internet über den folgenden Link eingesehen und herunter geladen werden:

<http://www.ihf.bayern.de/publikationen.htm>

Nida-Rümelin, Julian: Why and for what do societies need élites?

Talking about and demanding élites in higher education requires the reflection of the corresponding long lasting philosophical discussion which goes back to the classical Greek antiquity. The author explains selected élite-conceptions and criteria necessary to decide which kind of élite institutions and processes are desirable in higher education.

Altner, Helmut: Élite- and mass education

The opposition of mass- and élite higher education is a consequence of the expansion of HE in almost all industrialized countries. The article demands the harmonization of both concepts: open access to HE for all gifted young people; differentiated systems of study courses; excellence in research as prerequisite for good teaching: best promotion of those working for outstanding scientific achievements.

Durst, Franz: The Bavarian Élite-Academy

The Bavarian State founded the Bavarian Élite-Academy in 1997 offering excellent students prevalently in economy and engineering courses an additional training alongside their university studies. The aim is to prepare them for future top positions and responsibility in industry by training them in key competencies and other abilities which usually are not taught in universities.

Froehlich, Alain: Élite education in France. The paradox "exception française"

The French system of higher education, distinguishing between universities and Grandes Écoles, is selective and élitist. There is no fundamental opposition in the French society against this inequality of educational systems and opportunities. The so called Bologna process to harmonize national educational systems at the European level is a specific challenge for France.

Schneevoigt, Ihno: Education of élites in the view of industry

The author underlines that industry and economy do not expect universities to train their gifted (élite) students in a sophisticated but too narrow disciplinary way. Positions in the upper and top management need well educated generalists disposing of knowledge and professional experience in special fields plus key competences enabling them to look "over the fence".

Berning, Ewald; Falk, Susanne: Doctoral studies – qualification towards élites

The traditionally open and little structured doctoral studies in Germany are changing towards doctoral programmes following the patterns of anglo-american Ph.D. studies. This seems necessary with regard to the worldwide competition in attracting gifted young scientists and to avoid the broadly discussed brain drain. But institutions and individual professors still hesitate to join the indispensable reform process.

Goppel, Thomas: What do politics intend demanding élites?

After 1945 Bavaria has changed from a traditionally agrarian to a highly modernized industrial region in Germany. Higher education and research play an important role in this process. More than other regions in Germany Bavaria relies on research, technology and global competition. Therefore in HE and research policies élite and outstanding scientific achievements are key concepts for the Bavarian government.

Hinweise für Autoren:

Manuskripte im Umfang von maximal 20 Seiten sollten als unformatierter Text per E-Mail oder Diskette (MS Word für Windows) an folgende Adresse gesandt werden:

Dr. Lydia Hartwig
Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung
Prinzregentenstraße 24
80538 München
E-Mail: L.Hartwig@ihf.bayern.de

Es wird gebeten, allen Beiträgen einen kurzen Abstract in deutscher und in englischer Sprache sowie Anschrift und Angaben zur beruflichen Funktion des Autors beizufügen. Eingereichte Beiträge werden begutachtet, die Entscheidung über die Veröffentlichung trifft das herausgebende Institut.

BAYERISCHES STAATSWINSTITUT
FÜR HOCHSCHULFORSCHUNG
UND HOCHSCHULPLANUNG



MÜNCHEN